Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 20. Januar. **Nr. 3**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Weltüberwindung. Von O. Hartwich. — Die Aussichten der Volkskirche. Von M. Gebhardt. — Noch einmal Kutters „Gerechtigkeit". Von Wilh. Schubring. — Aus einer vielgeschmähten, aber wenig durchforschten Zeit. Von Lic. W. Kraatz. — Die Untersuchung der Wohnungen der minderbemittelten Klassen in Bremen. Von W. von Kalckstein. — Vom Büchertisch.

Weltüberwindung.

„Ich habe die Welt überwunden."
Joh. 16, 33.

Ist der Weihnachtsjubel verklungen, so erwächst der Kirche die Aufgabe, nun in großen Zügen das Wesen des heranreifenden Jesu darzulegen, damit seine Eigenart genügend in die Erscheinung tritt und Stellung zu ihm genommen werden kann. Diesem Zwecke dient die Epiphaniaszeit; denn Epiphanias heißt ja: Erscheinung. Gemäß dem Beispiele des Johannesevangeliums pflegt man die eigenartige Haltung Jesu und alles, was er wollte und darstellte, gern als Weltüberwindung zu bezeichnen, aber es kommt doch meist nicht recht zum Ausdrucke, was darunter zu verstehen ist.

Die einen wollen darin vor allem einen Gegensatz zur griechisch-römischen Weltfreudigkeit finden. Sie sehen, wie im Heidentume alles Beten und Opfern schließlich nur bezweckte, die Götter dafür zu gewinnen, daß diese ihren Günstlingen zur möglichst umfangreichen Weltaneignung verhelfen sollten. Dem gegenüber betonen sie die Geringschätzung Jesu für das Irdische und seine Fähigkeit, alles Vergängliche nur als ein Gleichnis zu empfinden, und so empfehlen sie dies als den Weg zur Weltüberwindung.

Andere wollen den Begriff der Weltüberwindung mehr aus einem Gegensatze zur jüdisch-gesetzlichen Lebensgestaltung erklären. Sie sehen, wie im Judentume ein Streben nach sittlich-religiöser Lebensordnung besteht, wie aber dort der edle sittliche Trieb, gut und schön zu handeln, allmählich dahin verflachte, nur gesetzmäßig, buchstabenmäßig sich zu betätigen. Gegenüber diesem jüdischen Streben nach gesetzmäßiger Lebensgestaltung betonen sie die Geringschätzung Jesu für alle bloße Legalität und seine Fähigkeit, den Wert menschlichen Tuns und Lassens nach den inneren moralischen Beweggründen zu beurteilen. Demnach schildern sie dann den Weg zur Weltüberwindung als einen Übergang von äußerer Legalität zu innerer Moralität, von der sachlichen Gesetzmäßigkeit zur persönlichen Gewissenhaftigkeit.

Noch andere erklären den Begriff der Weltüberwindung als ein von Jesu allmählich gewonnenes Gefühl der Weltverneinung, als ein Streben nach einer überirdischen, jenseitigen Welt. Damit sind sie dann auf dem besten Wege, Jesum als einen Buddhisten zu schildern, der Weltflucht und Weltverachtung gepredigt und ein mehr oder weniger entwickeltes mönchisches Wesen empfohlen habe, das sich vom buddhistischen Mönchtume dann nur durch einen lebendigen Gottesglauben unterschiede, der dem Buddhisten bekanntlich fehlt.

Wieder andere suchen die Weltüberwindung in der demütigen Hinnahme aller Lebensschicksale, in der stillen Beugung unter Gottes Fügung. Sie nähern sich damit dem Ideengange des Islam, der ja auch in bloß resignierender Schicksalshinnahme gipfelt.

In dem allem steckt wohl immer etwas Richtiges, aber man wird dabei doch an das Wort Schillers erinnert: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt." Mit diesen Lehren von Weltüberwindung erzeugt man schwerlich eine Begeisterung zur Nachfolge Christi und wird auch dem Wesen Jesu nie ganz gerecht. Versuchen wir es, die Sache besser zu erfassen!

Jesus war nicht der einzige Weltüberwinder, aber der größeste, den die Geschichte kennt. Zur Eigenart aller Weltüberwinder gehört, daß sie innerlich unabhängige, in sich selbst abgerundete Charaktere sind. Nun aber sind es erfahrungsmäßig immer zwei Eigenschaften, die den Menschen aus der Allgemeinheit herausheben und zur abgeschlossenen Persönlichkeit gestalten, nämlich Lebensbereitschaft und Sterbensbereitschaft. Beide Eigenschaften sind gleich schwer zu erwerben. Ist doch nicht bloß das Sterben, sondern auch das Leben ein vom Empfänger ungewolltes und ungesuchtes Geschenk der Allmacht, das von ihm nur gewertet und verstanden sein will. — Wer das Leben verstanden hat, der weiß, es ist ein Kampf, und Bereitschaft zum Leben bedeutet so viel, wie Bereitschaft zum Kämpfen. Bei solchem Bewußtsein noch gern leben, heißt: die frohe Gewißheit in sich tragen, daß man auch die Freude des Kampfes finden, also überall den Sieg erringen und erzwingen werde. Diese Möglichkeit einzusehen und sich nun mit ebenso viel Gewissenhaftigkeit wie Gottvertrauen in den Kampf für alles Gute, Wahre und Schöne einzulassen, heißt einerseits: einen Kampf aufnehmen gegen eine Welt von Vorurteilen und Irrtümern, um sie zu überwinden, heißt aber andererseits auch: eine Lebensfreudigkeit entfalten, wie sie nur dem Helden der persönlichen Tat eignet und sich auch bei Jesu im reichsten Maße findet. — Trotz der beglückenden Siegesstunden, die man so feiert, und trotz der innigen Gottesgemeinschaft, die man dabei fühlt, wird man aber doch — genau so wie alle anderen Menschen — auch von Leiden heimgesucht und muß erkennen, daß man seinen geistigen Schatz in irdischem Gefäße trägt. Daraus ergibt sich dann für alle Weltüberwinder die Forderung der Leidens- und Sterbensbereitschaft. Wer sich dagegen wehrt, wird nie zum ganzen Helden; wer sich aber damit abfindet, wird auf ein Mittel sinnen, wie er auch noch über das eiserne Muß des Leidens und Sterbens triumphieren kann. Der Weg hierzu wird von demjenigen betreten, der freiwillig selber das will, was er sonst doch unfreiwillig als ein Geschlagener tragen müßte. Diesen Gedanken kannten schon die alten Germanen und verkörperten ihn in ihrem göttlichen Helden Wotan. Sie lehren, daß seine Größe darin

bestehe, das Ende Walhallas, das er kommen sieht, aus eigenem Entschlusse zu wollen. Dadurch verwandelt sich für ihn der Untergang Walhallas in den Glanz der Götterdämmerung. Das Heldentum der Sterbensbereitschaft liegt mithin darin, daß man versteht, seinen unvermeidlichen Leiden den Charakter einer Tat zu geben; und macht man dies nun in der Weise, daß man daraus nicht ein bloßes Bravourstück gestaltet, sondern die Einsetzung des eigenen Ich für ein von Gott gewolltes oder die Hingabe der eigenen Person an ein von Gott gewolltes Menschheitsziel vollzieht, so wird auch das Leiden und Sterben noch zu einer Wonne, zu einem Kampfe mit jener vorurteils- und irrtumsreichen Welt, die man entbehren kann, weil man sie im Leiden ebenso wie in der Tat überwinden will und muß. Auch diese Seite des Heldentums findet sich im Leben und Wesen Jesu und reizt zur Nachfolge und Hingabe an ihn. — Lasset uns Weltüberwinder werden in seinem Sinne, indem wir seine beiden hervorstechendsten Eigenschaften uns gewinnen: Lebensbereitschaft und Sterbensbereitschaft.

Bremen. O. Hartwich.

Die Aussichten der Volkskirche.

Dem Rationalismus werden höhnende Vorwürfe gemacht, daß er einst Predigten über Tabaksbau und Kartoffelanpflanzung nicht verschmäht habe. Und unsere Orthodoxen werden nicht müde, sich zu freuen, daß der nüchterne Rationalismus durch die Erneuerung der christlichen Frömmigkeit überwunden sei. Nun wollen wir ja gewiß jenen allzupraktischen Predigten über den Nutzen der Stallfütterung und dergleichen keine Träne nachweinen. Die Geschichte hat gerichtet. Der sogenannte gesunde Menschenverstand ist kein Mittel, alles zu verstehen. Nicht einmal das vernünftige Denken überhaupt. Wir leben ebenso von unserem Gefühl. Und wir brauchen starke Erregungen unseres sittlichen Willens. Auch ist das Christentum tatsächlich mehr wert als die praktische Lebensklugheit, sich und andere satt zu machen.

Aber der Rationalismus hatte doch einen großen Vorzug vor der Orthodoxie unserer Tage: Er war die Kirche des Volkes. Sein Einfluß drang in alle Lebenskreise. Und staunend erzählt noch mancher orthodoxe Greis von dem Einfluß des rationalistischen Seelsorgers, den er einst als junger Kandidat beobachtet hat.

Unsere Orthodoxie dagegen? Unstreitig hat sie im Kirchenregiment, in den Synoden die Macht. Und sie braucht ihre Macht, wo sie kann, um die liberalen Geistlichen, die sich hier und da finden, zu unterdrücken. Wir singen orthodoxe Kirchenlieder. Orthodox sind unsere Liturgieen, unsere Agenden. Im orthodoxen Geiste wird der Religionsunterricht in den höheren und niederen Schulen erteilt. Selbst an den Universitäten wird die Orthodoxie, oder will sie jedenfalls, die Führung in die Hand nehmen. Aber der Einfluß der Orthodoxie aufs Volk? Trotz aller Betriebsamkeit der inneren Mission, trotz der Berliner Stadtmission mit ihrer Sterbekasse, ihren Theeabenden — die Orthodoxie wird als Fremdkörper im Volksganzen empfunden. Den Einfluß, den der Rationalismus hatte, hat sie nicht. Und es ist keine Aussicht da, daß die Orthodoxie solchen Einfluß gewinnen könnte.

Sie ist ein Fremdkörper im Volksganzen. Es hilft nichts, wenn dagegen hingewiesen wird auf die vollen Kirchen, die in den Großstädten der orthodoxe Prediger aufzuweisen habe. Denn diese vollen Kirchen setzen sich zusammen aus Frauen, Kindern, Almosenempfängern, aus den Arbeiterkreisen, denen die Streikbrecher entstammen, und aus gewissen konservativen Beamtenkreisen Selbstverständlich fehlen hier und da auch andere Repräsentanten des Volkes nicht. Damit ist schon die höchst zweifelhafte Behauptung etwas korrigiert, wonach namentlich in Berlin die orthodoxen Pastoren volle und die liberalen leere Kirchen haben sollen. Diese Behauptung ist selbstverständlich in dieser Allgemeinheit falsch. Denn für die Zugkraft des Predigers entscheidet nicht seine Theologie, sondern seine Persönlichkeit. Aber wenn es sich öfter beobachten läßt, daß orthodoxe Pastoren mehr Zulauf haben, so liegt das eben auch sehr an dem Menschenmaterial. Rückständigen Elementen kann selbstverständlich der liberale Geistliche mit seiner Anerkennung der modernen Naturwissenschaft und der modernen Theologie kein großes Interesse abgewinnen.

Diejenigen Kreise aber, für die wir predigen, sind eben der Kirche entfremdet. Sie sind von der Orthodoxie hinausgepredigt. Und sie bleiben draußen, weil sie mit wenigen Ausnahmen noch immer der Meinung sind, daß in der Kirche nur „Dunkelmänner einander auffressen“.

Übrigens muß es auch einmal gesagt werden, daß orthodoxe Kirchenleute skrupellos genug sind, vor dem Besuch eines liberalen Predigers zu warnen, daß die Stöckerpresse das Vertrauen der Gemeinde zu einem liberalen Prediger rücksichtslos untergräbt, und daß der Besuch der orthodoxen Pastoren zur Parteipflicht für alle gemacht wird, die den positiven Parochialvereinen oder den Stadtmissionsvereinen angehören. Trotz aller scheinbaren Erfolge, die mit lauter Stimme ausposaunt werden, ist aber doch die Orthodoxie ein Fremdkörper im Volksganzen: Denn die Jugend, die acht Jahre lang durch orthodoxen Schulunterricht gegangen ist und meist auch noch einen orthodoxen Konfirmandenunterricht erhalten hat, fällt in ihrer Masse nach wenigen Jahren von der orthodoxen Kirche ab. Die langweiligen Kirchenmelodien werden in den Häusern nicht gesungen. Das Apostolikum und überhaupt die Liturgie will man nicht hören. Der große Wohltätigkeitstrara gewinnt die arbeitende Klasse nicht, die eben an der Orthodoxie Gerechtigkeit vermißt und ihr zum Vorwurf macht, daß sie sich in den Dienst der herrschenden Klassen stellt und gegen die Aufwärtsbewegung der arbeitenden Klasse Partei nimmt. Wie sehr dieser Vorwurf berechtigt ist, haben wir ja erst bei dem sächsischen Weberstreik wieder erlebt. Auch die moderne Frauenbewegung hat sich der Kirche entfremdet, nicht weil sie kein Verständnis hätte für den Geist des Christentums, sondern weil sie die Orthodoxie in der Kirche als Macht des Rückschritts empfindet. Und unsere Gebildeten, die sich an die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung gewöhnt haben, erklären ihre Unkirchlichkeit auch aus der Orthodoxie.

Nun leben wir unstreitig in einer Zeit neu erwachter religiöser Interessen. Aber was hat die Orthodoxie dem neuen Interesse geboten? Nichts.

Sie hat sich bemüht und bemüht sich noch, die religionswissenschaftlichen Volksbücher zu bekämpfen. Wo wäre auch nur einigermaßen von orthodoxer Seite aufs deutsche Volk ein ähnlicher Eindruck gemacht worden als durch des heterodoxen Harnack: Wesen des Christentums? Oder durch die Babel- und Bibelvorträge von Delitzsch? Ja es ist ja ein offenes Geheimnis, daß die jüngeren orthodoxen Geistlichen, soweit sie noch nicht aus Theologen zu Reichsbotologen hinabgesunken sind, von der modernen Theologie leben.

Wie steht es also mit den Aussichten einer Volkskirche? Von der Orthodoxie kann sie nicht kommen. Viel eher könnte man volksbewegende Erfolge von den pietistischen Gemeinschaftskreisen erwarten. Jedenfalls haben diese noch kleinen Gemeinschaftskreise in den letzten Jahren mehr Leben angeregt, als die Jahrzehnte lange Herrschaft der kirchlichen Orthodoxie. Und die Orthodoxie scheint ihre Erfolglosigkeit auch instinktiv zu ahnen, indem sie sich mehr und mehr auf die freien Evangelisationen und Gemeinschaften stützt, die doch gerade von der Orthodoxie verschieden sind wie Wasser und Feuer. Denn die Orthodoxie will ein Christentum der sogenannten reinen Lehre. Und in den Gemeinschaften pulsiert der warme Strom des Lebens. Es muß da früher oder später zum Bruch kommen. Die unnatürliche Ehe wird gegenwärtig zusammengehalten durch das gemeinsame Gefühl der Trennung — vom Volksganzen. Das Ideal der Gemeinschaften, kleine

Kreise entschiedener Christen als eine „Kirche“ zu sammeln ist notgedrungen auch das Ideal der Orthodoxie geworden. Daß sie jemals eine Volkskirche werden könnte, wagt die Orthodoxie nicht mehr zu hoffen.

Welches sind nun die Aussichten der Volkskirche?

Wir werfen diese Frage auf, weil unser Ideal von der Kirche das einer Volkskirche ist. Wir müssen daran festhalten und dafür arbeiten. Der Hinweis auf amerikanische Verhältnisse bedeutet für uns gar nichts. Denn in Amerika hat sich zwar ein reiches blühendes Kirchenleben entwickelt, in dessen Mannigfaltigkeit der einzelne die Art heraussuchen kann, die ihm zusagt. Aber die amerikanischen Kirchen sind Neugründungen. Wir haben eine geschichtliche Vergangenheit, auf die man nicht ohne weiteres ein Freikirchenwesen aufpfropfen kann. Was wir bisher von solchen Versuchen bei uns gesehen haben, die Gemeinschaften wie die Bestrebungen der Orthodoxie, diese kleinen, engherzigen, unduldsamen Kreise, die in der Angst vor der Wissenschaft sich verkriechen, zeigen zwar, daß Religion längst Privatsache geworden ist, zeigen aber auch, wie wertvoll es ist, daß Religion nicht Privatsache bleibt, sondern Sache unseres gesamten Volkes werden muß. Nicht allerlei Winkelkirchenturm, sondern eine Kirche ist unser Ideal, die unserem Volke eine Erzieherin ist, eine Lehrerin, von der neue Gedanken ausgehen, edle Gefühle und sittliche Willensregungen ins Volk gepflanzt werden. Nur daß diese Kirche keine katholische sei, nicht mit äußeren Zwangsmitteln wirke, daß sie eine protestantische, eine Kirche der Freiheit sei.

Allerdings, die Aussichten auf eine Volkskirche sind recht trübe. Denn neben die Orthodoxie, die mehr unbewußt und gegen ihren Willen die Kirche zur Privatsache werden läßt und sich anstatt mit der Kommune mit „der gläubigen Gemeinde“ abfindet, tritt nun die Sozialdemokratie, die offen den Grundsatz verficht: „Religion ist Privatsache.“ Die diesem Grundsatze folgen, legen ihn gegenwärtig so aus, als ob er hieße: Die Kirche geht uns nichts an. Und der "Vorwärts" hat es einmal, als der Kampf um den Fall Fischer tobte, offen ausgesprochen: Je mehr die liberalen Pastoren unterdrückt werden, desto weniger können die übrig bleibenden orthodoxen Pastoren gegen uns ausrichten.

Mit anderen Worten: Es ist der Sozialdemokratie ganz recht, daß schließlich die Orthodoxie allein mit ihrem Anhang in der Kirche herrscht, weil dann um so rascher diese wertlose orthodoxe Kirche zusammenbreche. — Nun scheint ja der Aufsaugungsprozeß des Liberalismus durch die Sozialdemokratie fortzuschreiten. Also weniger werden diejenigen, die für die Freiheit in der Kirche, oder für eine Volkskirche eintreten. Mehr werden diejenigen, die sich um die ihnen verhaßte Kirche gar nicht mehr kümmern und dadurch der Orthodoxie zum Siege verhelfen.

Was sollen wir angesichts dieser Sachlage tun? Mündliche oder papierne Proteste gegen die Orthodoxie helfen uns gar nichts. Wir mögen noch so viel recht haben und unser Recht in der Kirche noch so gut beweisen, die Orthodoxie stimmt uns einfach nieder. Wir können gegen die Orthodoxie nur etwas erreichen, wenn wir die Massen gewinnen, für die Kirche interessieren, ihr unbewußtes Christentum zum bewußten Christentum erziehen. Zu diesem Ziele reichen aber liberale Predigten nicht hin. Auch liberale Prediger fallen mit ihrer kirchlichen Tätigkeit unter das allgemeine Vorurteil, das unsere Gebildeten und unsere Arbeiterschaft von der Kirche fern hält. Eher wirken schon Bücher und Broschüren, die von liberalen Professoren und Predigern ausgehen. Harnacks Wesen des Christentums und die religionsgeschichtlichen Volksbücher haben doch bereits gewirkt. Die Hauptsache wird doch erst damit erreicht, daß die der Kirche entfremdete Masse der Christen auch an der Kirche als äußerer Einrichtung ein neues Interesse gewinnt. Gewiß sind die Kirchengebäude gebaut, um in erster Linie darin Gottesdienste zu halten. Aber das darf doch nicht der einzige Zweck sein. Unsere Kirchen sind nicht bloß Stätten für den religiösen Kultus. Es sind Häuser, in denen die Gemeinde zusammenkommt. Aber nun stehen unsere Kirchen sechs Tage in der Woche leer. Unzählige Vorträge belehrenden, erziehenden Inhalts werden in Sälen gehalten, die schwer zu haben sind und oft nicht hinreichen. Unzählige Pastoren halten Vorträge über Kirchengeschichte, moderne Literatur, Nietzsche, allerlei Weltanschauungen usw. in den Sälen, die schwer zu haben sind und nicht zureichen, während die Kirchen leer stehen. Nun sollten wir doch einmal an die Arbeit gehen und in der Kirche Vorträge halten an den Abenden der Woche. Ich schreibe unter dem Eindruck von Harnacks Vorträgen über Kirchengeschichte in der neuen Kirche, die er zu gunsten des allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins hielt. Was in der neuen Kirche geht, muß doch anderswo auch gehen. Wir liberalen Theologen haben doch wirklich viel auf dem Herzen, das wir den modernen Menschen zu sagen haben. Wir können in der Predigt manches andeuten, längst aber doch nicht alles sagen, was wir zu sagen haben, auch nicht in dem Tone sagen, wie es gesagt werden müßte.

Bildungsvorträge, ich will das noch einmal sagen, sind nicht das Wichtigste und Beste, aber sie müssen eben auch in der Kirche gehalten und von der Kirche dargeboten werden.

Und außer uns liberalen Theologen haben auch andere dem deutschen christlichen Volke etwas zu sagen. Volksfeinde wie Alkoholismus, Prostitution, sind zu bekämpfen durch Aufklärung der Massen. Man soll sie getrost auf die Kanzel lassen, alle, die es mit unserem Volke gut meinen, auch wenn sie nicht ordiniert sind. Nicht das war falsch, daß der Rationalismus die Kenntnis des Kartoffelbaues und anderer nützlicher Dinge dem Volke vermittelte, sondern daß er es im Gottesdienste tat.

Dem Gottesdienste soll sein volles Recht bleiben. Aber neben den Gottesdiensten soll unsere Kirche als Versammlungshaus, als Lehr- und Bildungsstätte unserem Volke dienen. Je mehr sie das tut, je mehr sie sich unserem Volke unentbehrlich macht, desto mehr wird sie aufhören zu sein, was sie jetzt ist, eine Privatsache. Und sie wird werden, was sie sein soll, eine Volkskirche.

Berlin. M. Gebhardt.

Noch einmal Kutters „Gerechtigkeit“.

Da ich neulich in einer beiläufigen Bemerkung Kutters Schrift „Gerechtigkeit“ rühmend erwähnt habe, ist es mir vielleicht erlaubt, einige Bemerkungen zu Goldschmits Kritik in Nr. 50 v. J. zu machen.

Gegenüber der Vermutung, daß Kutter in „Gerechtigkeit“ nicht wesentlich andere Dinge als in „Sie müssen“ sagen wolle, kann ich den Lesern der früheren Schrift versichern, daß sie nicht durch Wiederholung der alten Dinge gelangweilt werden.*)

Ob im politischen Leben der Schweiz die Kluft zwischen der sozialdemokratischen und bürgerlichen Seite größer ist als in Norddeutschland, möchte ich entschieden bezweifeln; wichtiger für die Beurteilung Kutters ist jedenfalls, daß die Schweizer Sozialdemokratie eine andere Stellung zur Kirche einnimmt. Ein Schweizer würde uns darüber gewiß noch mehr interessante Dinge berichten können, ich muß mich mit folgenden Beispielen begnügen: Ein hervorragender sozialistischer Führer wurde kirchlich beerdigt, die Grabrede von Pfarrer Ragaz ist im Schweizer sozialdemokratischen Hauptverlag erschienen; die Sozialdemokratie beteiligt sich offen an den Pfarrwahlen; unter den evangelischen Pfarrern ist z. B. Pflüger literarisch usw. für die Sozialdemokratie tätig. Kutter selbst aber ist nicht Sozialdemokrat. Darum ist seine Stellung in seiner Züricher Gemeinde nicht so eigenartig und so schwierig, wie wir Reichsdeutschen vermuten. Schon dadurch wird es auch bedenklich anzunehmen, Kutter schreibe aus persönlichem Grimm, der sich aus seiner Abwehrstellung ergeben habe; mir scheint, Kutter schreibt mit heiligem, sachlichem Zorn.

*) Beide Schriften im Verlag von Hermann Walther-Berlin. Preis je 2 M.

Es ist wahr: wenn Kutter das Wort Religion bekämpft, so führt das leicht zu Mißverständnissen und Ärgernissen. Aber es ist doch auffällig, daß mehrere Leute, wie es scheint, unabhängig von einander zu diesem neuen Sprachgebrach gekommen sind. Worte, wie das so viel mißbrauchte „Die Religion muß dem Volke erhalten werden", haben den Begriff Religion in schlechten Ruf gebracht. Ist es da nicht erklärlich, wenn man den Begriff dem Gegner preisgibt, wenn man sich auf seinen Boden stellt und sagt: Ja, von „Religion", nämlich von dem, was jene und was du darunter verstehst, will auch ich nichts wissen. Man darf das, was Kutter als „Religion" angreift, nicht mit Orthodoxie gleichsetzen, am ersten ließe es sich durch „Kirchentum" wiedergeben; es handelt sich um die unter dem Namen Religion gehenden Versuche, einerseits dem Autoritätsprinzip ein frommes Mäntelchen umzuhängen, andererseits den persönlichen Egoismus durch die Hoffnung auf die „ewige Seligkeit" zu krönen.

Goldschmit meint, Kutter vertrete sachlich genau die Position der Liberalen. Selbst wenn wir das zugeben könnten, müßten wir es begreifen können, wenn dieser ganz von rechts kommende Mann das mit ihm großgewordene Mißtrauen gegen die kirchlichen Liberalen nicht überwinden könnte. Aber Kutter steht ja auch in unzähligen Dingen noch ganz auf dem Boden der alten Kirchenlehre, ja er scheint apokalyptische Neigungen zu haben. Das sage ich nicht als Vorwurf. Kutter ist ein Subjektivist, der sich in keiner Gruppe unterbringen läßt, der richtige Einspänner auf kirchlichem wie politischem Gebiete.

Ich würde es sehr bedauern, wenn Goldschmits Besprechung unsere Freunde verleitete, Kutters Buch mit dem Gedanken zu lesen: Gott sei dank, was Kutter verlangt, das ist bei uns Liberalen ja schon Tat und Wahrheit. Gegenüber der religiösen Kraft dieses Mannes sollten wir demütig bekennen: Ja, es ist bei uns allen noch zu viel Phrase, zu wenig Geist und Kraft. Wie weiß Kutter von der Sehnsucht nach dem lebendigen Gott zu reden, und nicht nur von der Sehnsucht, sondern von dem Erleben Gottes. Er redet viel von sozialen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Dingen, aber das alles ist aufs innigste in sein religiöses Leben hineingezogen, verwoben und verwachsen. Darum wird dies Buch bei der Tagespresse, besonders der sozialdemokratischen, lange nicht die Beachtung finden wie „Sie müssen"; es ist dafür zu religiös.

Ich kann Kutter in unzähligen Dingen nicht Recht geben, und als Ganzes ist mir das Buch zu ungeordnet und zu weitschweifig angelegt; aber jedesmal, wenn ich einige Seiten darin gelesen habe, bin ich von diesem „Angriff auf die Christenheit" auf das tiefste erschüttert.

Wilh. Schubring.

Aus einer vielgeschmähten, aber wenig durchforschten Zeit.

Lic. Leopold Zscharnack: Lessing und Semler. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie. Gießen, Töpelmann, 1905. 388 S. 10 Mk.

Innerhalb der neueren Kirchengeschichte wird sich kaum eine Bewegung finden lassen, die bis in unsere Tage hinein eine ähnliche, fast immer sich gleich bleibende ungerechte Beurteilung erfahren hat, wie sie dem Rationalismus zu teil geworden ist. Gewiß hat dieser viele Fehler und Schattenseiten gehabt, Anschauungen vertreten, die uns heute eigenartig anmuten, Behauptungen aufgestellt, die auf recht schwachen Füßen standen. Aber erstaunlich bleibt es trotzdem, daß man seine Lichtseiten, seine wirklichen Verdienste, seine wertvollen Leistungen meist übersieht und nur mit einem erhabenen Lächeln dann auf ihn herabschaut. Ja noch mehr: von vielen wird der Rationalismus so gering geschätzt, daß es fast scheint, als wäre in ihm überhaupt nichts Christliches zu finden; die angebliche Ungläubigkeit eines modernen Theologen glaubt man nicht klarer und sicherer bezeichnen zu können, als wenn man ihn einen Rationalisten nennt; manch einer — und nicht nur von Laien gilt das — denkt, wenn er den Namen Rationalismus vernimmt, fast einzig und allein an jene berüchtigten Predigten über Stallfütterung, den Nutzen des Spazierengehens, an die eitlen Versuche, alles in der Schrift auf rein natürliche Weise zu erklären u. dergl.; spricht man von den Schäden in der Kirche, der religiösen Gleichgültigkeit, so finden sich sofort viele, die den Rationalismus als den eigentlichen Urheber derselben hinstellen. Erst kürzlich hat ja Ecke versucht, in seiner Schrift: „Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert" dem bösen Rationalismus die Verantwortung für die Unkirchlichkeit und ähnliche Erscheinungen in die Schuhe zu schieben. Man wird nicht fehl gehen, wenn man den Grund für derartige Urteile in einer meist zu oberflächlichen Kenntnis jener Bewegung sucht. Ich habe wenigstens den Eindruck, daß manch einer in der Art der Jugend schnell fertig mit dem Wort ist, wenn auf den Rationalismus die Rede kommt, aber der Mühe sich nicht unterziehen will, ihn einmal wirklich durch eigenes Studium in seinen Licht- und Schattenseiten kennen zu lernen. Das Urteil würde dann jedenfalls etwas anders ausfallen, gerechter, wenn man auch keineswegs — was ja unmöglich ist — nur in begeisterten Worten von ihm wird reden können. Die Geschichte des Rationalismus verdient es, daß man sich mehr mit ihr beschäftigt, als es bisher der Fall ist.

Zscharnack, der uns vor einigen Jahren eine treffliche Untersuchung über den Dienst der Frau in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche geschenkt hat, liefert in seinem neuen Werke: „Lessing und Semler" einen äußerst wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Entstehungsgeschichte des Rationalismus. Ich möchte die Lektüre dieser umfangreichen, fleißigen und sorgfältigen Arbeit jedem empfehlen, der Interesse besitzt für die Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie. Denn ein Beitrag zu beiden ist das Buch, wie Z. auch mit Recht im Untertitel hervorhebt. In einem ersten, kürzeren Teil führt er uns die Werdezeit Lessings und Semlers vor Augen; im zweiten schildert er ihr theologisches Werk; hier behandelt er ihre Stellung zur Kritik des biblischen Kanons, ihre Leistungen in der Kirchengeschichte, ihre allgemeinen religiösen und theologischen Prinzipien und schließlich Semlers stark angefochtene Stellung nach dem Jahre 1779. In den einzelnen Abschnitten stellt er die Anschauungen der beiden Männer einander gegenüber und läßt ihre Übereinstimmung oder ihre abweichenden Meinungen klar hervortreten. Ob freilich diese letztere Methode in jeder Hinsicht sich empfiehlt, kann fraglich sein; mir jedenfalls scheint ein Mangel hierbei insofern zu herrschen, als man zu keinem rechten zusammenhängenden Überblick über Lessings Theologie — um einmal der Kürze halber es so zu nennen — einerseits und derjenigen Semlers andererseits gelangt, ihn erst aus den einzelnen Ergebnissen sich zusammenstellen muß. Auch hätte ich gewünscht, daß der Streit zwischen Lessing und Semler etwas genauer geschildert und beurteilt worden wäre. Aber abgesehen davon ist die Arbeit Z.'s mit Freude und Dankbarkeit zu begrüßen. Sehr zu billigen ist es, daß er seine beiden Helden möglichst mit ihren eigenen Worten reden läßt. Auf diese Weise wird sein Buch zugleich zu einer Sammlung von Äußerungen Lessings und Semlers über die verschiedensten theologischen Gebiete, Äußerungen, deren Inhalt oft auch noch von unserer Zeit beherzigt werden kann. Nur das eine, nicht allzu verbreitete Wort Lessings sei hier erwähnt, das Z. S. 313 zitiert und das in der Tat heute noch das Motto bildet für die wissenschaftliche Arbeit innerhalb der kirchlichen Gemeinde: „Wie ganz also dem Geiste des Christentums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen sein werden, die bloß unter dem Namen der Christen

Überzeugungen. Denn diese werden von vielen Professoren der Theologie gelehrt und von vielen unbeanstandet in der evangelischen Landeskirche wirkenden Predigern geteilt. Nun begründet aber das Königl. Konsistorium sein Urteil damit, daß diese meine theologischen, von vielen Theologen und Predigern geteilten Anschauungen „so sehr von der hl. Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen, daß auch bei der weitherzigsten Beurteilung eine andere als die getroffene Entscheidung ausgeschlossen erschien".

Ich glaube dem Hohen Oberkirchenrat den Nachweis führen zu können, daß ich mit meinen Anschauungen **in** der hl. Schrift und **im** evangelischen Bekenntnis stehe.

1. Meine theologischen Ausführungen in den ersten Abschnitten meiner Predigt beziehen sich gar nicht auf die Lehre der hl. Schrift, sondern auf das kirchliche Dogma, und es besteht in der heutigen Theologie ohne Unterschied der Richtungen volle Übereinstimmung darüber, daß das kirchliche Dogma etwas ganz anderes ist, als die Lehre des Neuen Testaments. Nach Paulus ist Christus der himmlische Mensch, der zweite Adam. Nach Johannes ist Christus der Mensch, in welchem der Logos wohnte. Weder der eine noch der andere sagt etwas von einer physischen oder metaphysischen Gottessohnschaft Christi wie das kirchliche Dogma. Beide kennen nur die religiöse Gottessohnschaft Christi. Ich bekenne mich mit voller Überzeugung zu dem Wort des Paulus: „Gott war in Christo". Ich sehe in Christus, in seinem Evangelium und seiner Persönlichkeit die absolute Offenbarung Gottes. Gott hat seine Gnade in Christus aufgeschlossen, oder was dasselbe ist, Christus hat uns die Vaterliebe Gottes aufgeschlossen. Mit dieser Anschauung stehe ich im Mittelpunkt der hl. Schrift. Denn ich wüßte nicht, wo dieser Mittelpunkt zu suchen wäre, wenn nicht — abgesehen von der Lehre Jesu selbst — in dem Glauben, den Paulus ausdrückt in den Worten: „Gott war in Christo". In dem Erlaß des Kgl. Konsistoriums ist die Meinung enthalten, daß meine theologischen Anschauungen auch vor der weitherzigsten Beurteilung nicht bestehen könnten. Darauf muß ich erwidern, daß ich nicht nötig habe, um eine besonders weitherzige Beurteilung meiner theologischen und religiösen Anschauungen zu bitten, denn — ich wiederhole — sie stehen im Mittelpunkt der hl. Schrift. Diese meine Stellung behaupte ich, auch wenn ich die metaphysische und physische Gottessohnschaft Christi nicht annehmen kann. Ich berufe mich auf das Urteil der evangelischen Theologie. Ich verzichte darauf, die großen evangelischen Theologen des vorigen Jahrhunderts, Schleiermacher, R. Rothe, Hase, Ritschl, Lipsius anzurufen. Wohl aber sei es mir gestattet, auf Vertreter der heutigen positiven Theologie hinzuweisen. Prof. D. Reinhold Seeberg in Berlin erwähnt in seiner Schrift: „Warum glauben wir an Christus?" (Erwin Runge, Groß-Lichterfelde-Berlin) die Jungfrauengeburt mit keiner Silbe als Beweggrund zum Glauben an Christus, obwohl dies bei der Fragestellung: Warum glauben wir an Christus? sehr nahe gelegen hätte. Aus diesem Schweigen geht zum mindesten hervor, daß dieser hervorragende Vertreter der positiven Theologie die Annahme der Jungfrauengeburt nicht als wesentliches Moment des Glaubens an Christus ansieht. Wenn D. Seeberg in seiner Schrift sagt: „Der Glaube an Christus entsteht dadurch in uns, daß uns Christus innerlich ergreift. Seine Worte wie sein Handeln machen uns offenbar das Herz wie den Willen Gottes", so kann ich diesen Sätzen durchaus zustimmen.

2. Stehe ich aber, wie sich aus diesen Ausführungen ergibt, im Mittelpunkt der hl. Schrift, so ist damit die zweite Frage, nämlich die Frage nach meiner Stellung zum evangelischen Bekenntnis bereits beantwortet. Stehe ich auf dem Grunde der hl. Schrift, so stehe ich auch auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses. Das Kgl. Konsistorium spricht nicht von Bekenntnisschriften, sondern von dem Bekenntnis. Da es keine Bekenntnisschrift gibt, welche als das evangelische Bekenntnis bezeichnet werden könnte, so kann unter dem Bekenntnis nur das der Reformation und der evangelischen Kirche zugrunde liegende Prinzip verstanden werden. Dieses Prinzip aber ist bekanntlich ein doppeltes: zuerst die normative Autorität der hl. Schrift. Als evangelischer Theolog und als evangelischer Christ erkenne ich diese selbstverständlich an. Ich sehe in der hl. Schrift die Urkunde unseres Glaubens, den Urquell unseres religiösen Lebens, zu dem wir immer wieder zurückkehren müssen, wenn wir wissen wollen, was denn eigentlich Christentum ist. Nach den Grundsätzen der Reformation ist die hl. Schrift Gegenstand der freien Forschung; sie verträgt aber auch die freie Forschung. Denn je genauer sie wissenschaftlich durchforscht und verstanden wird, um so herrlicher enthüllt sich uns ihr wirklich normativer religiöser Inhalt. Wenn ich dabei das Dogma von der Verbalinspiration der hl. Schrift verwerfe, so befinde ich mich auch in diesem Punkte in voller Übereinstimmung mit der gesamten evangelischen Theologie unserer Zeit. Ich darf mich auch hierfür auf Professor D. Seeberg berufen, der in der angeführten Schrift sogar sagt: „Die Autorität der hl. Schrift wird uns erst sicher, indem wir ihren Inhalt, d. h. Christum im Glauben ergreifen." Auch diesen Satz vermag ich mir durchaus anzueignen. Das zweite Prinzip der Reformation ist die Rechtfertigung aus dem Glauben. Dieser Satz ist geradezu der Kernpunkt meiner Theologie und meiner religiösen Überzeugung. Ich kann nicht durch irgend ein äußeres Wort, durch irgend eine kirchliche Form, auch nicht durch irgend welchen Traditionsglauben, durch irgend welches dogmatische Fürwahrhalten selig werden, den Frieden mit Gott finden, sondern nur durch die vertrauensvolle Hingabe des Herzens an Gott auf Grund der Gotteskindschaft, die uns von Christus erschlossen ist. Demnach muß ich mit aller Entschiedenheit behaupten: Ich stehe **im** Bekenntnis der evangelischen Kirche.

So mitten in der hl. Schrift, mitten im evangelischen Bekenntnis mich stehen wissend habe ich den brennenden Wunsch, dem Evangelium Jesu mit den mir verliehenen Kräften in meiner angestammten Landeskirche zu dienen. Ich weiß den heiligen Ernst der Selbstzucht, die nicht Ärgernis schafft und Anstoß gibt, voll zu würdigen. Ich wiederhole noch einmal und beteure es, daß mir jede herausfordernde oder verletzende Absicht bei der Abfassung meiner Predigt fern gelegen hat, daß ich lediglich dem Zwange meiner ehrlichsten Überzeugung, dem Triebe wahrhaftig zu sein, einer religiösen Nötigung gefolgt bin. Ich suche nicht und werde nicht den Streit suchen. Menschen das Heil nahe zu bringen, wie ich es fand durch Christus in der Vaterliebe Gottes, das ist mein Herzenswunsch. So bitte ich in aller Ehrerbietung, daß der hohe Oberkirchenrat mir den Weg ins Pfarramt, der mir durch die Entscheidung des Hochwürdigen Konsistoriums verschlossen ist, wieder auftun möge.

Gehorsamst

Lic. theol. Heinrich Römer

Pfarramtskandidat.

Nachrichten.

D. Dreydorff †. Der Wunsch unseres Freundes, der 1904 in Nr. 15 zu Dreydorffs 70. Geburtstage ein kurzes Lebens- und Charakterbild des Heimgegangen gegeben hat, daß demselben ein möglichst langes und weiterhin fruchtreiches otium cum dignitate beschieden sei —, hat sich nicht erfüllt. In der Weihnachtswoche hat dies starke, für Frömmigkeit und Wahrheit in der Freiheit glühende Herz aufgehört zu schlagen. Wir verlieren einen Freund, unser Blatt einen originellen und geistvollen Mitarbeiter, unsere Sache einen ungebeugten Kämpfer und rastlosen Arbeiter, unsere evangelische Kirche einen Mann, der viele wieder gewonnen hat aus der Gottentfremdung zur lebendigen Freude an christlicher Frömmigkeit. Wir wollen seiner nicht vergessen, wir wollen seine Arbeit weitertun. Noch eines Toten sei dabei gedacht, eines feinen und lieben Menschen, der nicht im engeren Sinne zu den unseren gehörte, aber doch einer freien Richtung in der Theologie diente, ein kritischer Theologe, wie es heute heißt, oder im speziellen Sinn ein moderner Theologe: **Max Reischle**, Professor in Halle a. S. — Eben wird durch die Zeitung der Name noch eines Mannes bekannt, der um der Treue seines Charakters, um der Bescheidenheit seines Wesens und der stillen, aber reichen Arbeit willen, die er geleistet hat, uns lieb und wert war: **Pastor Schulze** an der Elisabethkirche in Breslau ist heimgegangen.

Ostpreußen. Der Provinzialsynode lag ein Bericht der Kirchenbehörde über die Fortschritte des Katholizismus in der Provinz von 1890—1904 vor. Danach sind 16 neue Kirchspiele, 20 Pfarr- oder Kaplanstellen, 24 Kirchen und Kapellen, 8 gottesdienstliche und Seelsorgestationen, 8 Kranken-, 4 Erziehungsanstalten, 10 Jünglings- und Gesellen-, 2 Jungfrauen-, 19 Arbeiter-, 7 andere Vereine, 2 Sonntagsschulen, 6 Niederlassungen von Orden und Kongregationen gegründet. — Zur ausgiebigen Versorgung der Protestanten fehlen 33 Kirchen, 60 neue Pfarrhäuser und 44 Pfarrstellen. Zur Hebung dieses Notstandes sind nötig 6 838 000 Mk., 1 559 600 Mk. können gedeckt werden und 5 278 400 Mk. fehlen.

Bayern. An Stelle des verstorbenen D. von Burger ist der bisherige Dekan von München, Adolf Kahl, zum Oberkonsistorialrat ernannt worden. Dem Präsidenten des königlichen Oberkonsistoriums, Alexander Ritter von Schneider, ist vom Prinzregenten das Prädikat Exzellenz verliehen worden.

Aus der Schweiz. Die Trennung von Kirche und Staat, wie sie in Frankreich durchgeführt wird, wirkt auch auf die Grenzgebiete dieses Landes. In Neuenburg hat eine Versammlung von Pfarrern und Ältesten sich dahin entschieden, daß die Nationalkirche fortbestehen soll, aber die Differenz zwischen dem Ertrag der Kirchengüter und den Kultuskosten nur von den Angehörigen der Landeskirche zu tragen sei. — Solche Vorgänge weisen den Weg, auf den alle Landeskirchen schließlich einmal kommen müssen.

Frankreichs Kardinäle haben beschlossen, das Trennungsgesetz unter der Bedingung anzunehmen, daß die Ausführungsverordnung dem Geist und dem Buchstaben des Gesetzes entsprechend gestaltet wird. Zu einer Versammlung, etwa nach Lyon, sollen die Bischöfe im März eingeladen werden.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein), Freitag, den 26. Januar, 8 Uhr, in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße 13/14, Prediger Wüst: „Die Religion der Griechen und Römer."

Straßburg. Protestantisch-liberaler Verein, 22. Januar, 8 Uhr, in der Nikolaikirche, Lic. Schweizer: „Jesus und wir."

Hamburg. Protestantenverein, Freitag, den 26. Januar, 8 Uhr, in der Aula des Johanneums, Pastor König-Bremen: „Die Religion und die Theologen."

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamerstrasse 27 b.

Soeben erschien:

Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit

Vortrag, gehalten im Bremischen Protestantenverein von Landgerichtsrat a. D. W. Kulemann.

Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen.

Bremen. Carl Schünemann, Verlag.

Genossenschaftsbank für ev. Pfarrer und Pfarrvereine

e. G. m. b. H.

zu Berlin NW. 40.

500 Mitglieder, Geschäftsanteil 200 M., welche in vierteljährlichen Raten à 9 M. eingezahlt werden können. Spareinlagen z. Zt. in Höhe von 150 475,19 M. werden mit 4 % verzinst. Darlehen an Geistliche unter sehr entgegenkommenden Rückzahlungsbedingungen zu 5 % und 1/2 % Provision, vom 1. Juli 1906 an 4 3/4 % und 1/4 % Provision. Gesamtumsatz des Rechnungsjahres 1904/05 666 732,95 M.

Wir bitten alle ev. Geistlichen, Mitglieder zu werden.

Der Vorstand.

Wolff, Pastor in Köpenick, Vorsitzender. **Wittenberg,** Pastor in Berlin NO., Stargarderstr. 68. **D. Fischer,** Pastor in Berlin NO., Weberstr. 56/57.
C. A. Richter, Geschäftsführer, Berlin NW. 40, Kronprinzen-Ufer 5; **W. Hohmann,** ebenda, Stellvertreter.

Der Aufsichtsrat.

v. d. Heydt, Pastor, Berlin W., Genthinerstr. 26. **Caesar,** Pastor, Lohm. i. Mark. **Frhr. v. Durant,** Baranowitz (Oberschlesien).
Sachs, Pastor, Dahlhausen b. Blumenthal (Priegnitz). **Behrends,** Pastor, Bergsdorf (Mark). **Jungk,** Pastor, Carwesee b. Betzin-Carwesee.

Probe-Nummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Bei direkter Zusendung 40 Pfg. extra.

Im Verlage von **Bruer & Co.** in Berlin ist soeben erschienen:

Ideen zu einer Neu-Reformation der Lutherischen Kirche

Von **Dr. jur. Ad. Assmann** in Hamburg.

Preis 50 Pfennig.

Die Broschüre ist das christliche Glaubensbekenntnis eines 85jährigen. Der Autor unterzieht die Evangelien des Neuen Testamentes einer scharfen Kritik und legt ein neues Glaubensbekenntnis vor, das dem religiösen Bewußtsein vieler entsprechen dürfte. Er beweist durch die eigene reiche innere Erfahrung eines langen Lebens, daß man auch mit einer freieren Auffassung ein Christ bleiben und ein christlich-religiöses, namentlich aber auch ein Gebetsleben führen kann.

Gegen Ende Januar wird das in Pfarrerkreisen mit großem Interesse erwartete

Kirchenbuch für evangelische Gemeinden

von Professor Dr. **Jul. Smend** (Straßburg),
I. Gottesdienste (1. Predigtgottesdienst, 2. Liturg. Gottesdienst, 3. Kindergottesdienst)
erscheinen.

Zurückgehend auf die Schätze der Reformationszeit, erstrebt das Werk zugleich einen ökumenischen Charakter und bietet neben viel Neuem das Alte in solcher Überarbeitung, daß es der Gemeinde der Gegenwart zu dienen vermag. Den Aufbau der gottesdienstlichen Feiern gibt das Buch, obwohl es auch in dieser Art Ratschläge und Winke enthält vollkommen frei. Eine umfangreiche Einführung gibt u. a. Lektions- und Stofftabellen für Predigt- und Kindergottesdienst in 6 bezw. 5 Jahreskursen, Verzeichnisse von Orgelkompositionen, Chorsammlungen usw.

Bis Ende Januar beträgt der Subskriptionspreis für ein in Leinwand gebundenes Exemplar 8.—, in Leder **10.50,** mit Goldschnitt **11.—** Mk. Nach diesem Termin erlischt der Subskriptionspreis und es tritt ein höherer Ladenpreis von **10.—** resp. **12.50** und **13.—** Mk. ein.

Bestellungen bittet man zu richten an den Verlag

Eduard van Hauten
(C. F. Schmidt's Univ.-Buchhandlung)
Straßburg i. Els.

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemässe Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.
Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weissheimer, Freiburg i. Br.**

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Teil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Teil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Teil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden?" — Die Stellungnahme Lessings und Semlers zu den einzelnen theologischen Fragen und Problemen wird von Z. ausführlich geschildert; ich kann darauf hier nicht näher eingehen und verweise auf das Buch selber. Wer der Meinung ist, daß der Zeit des Rationalismus mit ihrer Überschätzung der Vernunfttätigkeit der wirklich religiös-christliche Zug gefehlt habe, dürfte sein Urteil nach der Lektüre dieser Arbeit vielleicht doch einer kleinen Revision unterziehen. — Schwerlich, glaube ich, wird dann jemand der etwas engherzigen Ansicht Bertheau's (Realencyklopädie für prot. Theol. und Kirche, dritte Auflage, Band XI, S. 413) beipflichten, daß Lessings religiöse Überzeugung „nicht gut eine christliche genannt werden" könne. Lessing war freilich kein Anhänger derer, die für eine unbedingte Absolutheit des Christentums eintreten, er legte mehr Wert auf die Religion Jesu als auf die christliche Religion, die Christus zum Objekt ihres Glaubens hat, aber es fragt sich doch, ob ihm deshalb die Bezeichnung eines Christen abgesprochen werden kann. Er war und blieb ein Suchender, der sich nicht einbildete, die Wahrheit bereits ein für allemal zu besitzen; aber echter, christlicher Geist ist trotzdem — oder gerade deshalb — bei ihm, wie bei manch einem der viel getadelten Rationalisten zu finden. Man lese unter diesem Gesichtspunkte einmal Z.'s Buch! Und schließlich darf auch das nicht übersehen werden: die Zeit des ersten Rationalismus ist trotz aller ihrer Fehler und Mängel die Geburtszeit unserer kritischen Theologie. Wenn man von Semler spricht, darf man nicht vergessen, daß er der Bahnbrecher der modernen Kritik und der kritischen Theologie genannt zu werden verdient. Wer als moderner Theologe arbeitet, wird und muß seine Freude daran haben, einmal in die Zeit im Geist hinabzusteigen, in der der Grund zu unserer kritischen Wissenschaft gelegt worden ist, die Zeit des Beginnes des Rationalismus, der ein Lessing und Semler angehört haben; zu manch einer unserer heutigen wissenschaftlichen Anschauungen ist damals der Grund gelegt worden. Darum verdient diese Zeit mehr Beachtung. Möchte Z.'s Buch vielen dazu eine Anregung geben! Lic. W. Kraatz.

Die Untersuchung der Wohnungen der minderbemittelten Klassen in Bremen.

Der freundlichen Aufforderung, den Bericht des Herrn Dr. Böhmert (Direktor des Statistischen Amts Bremen) über die obige Untersuchung in diesem Blatte zu besprechen, komme ich mit großem Vergnügen nach. Gilt es doch, die Kenntnis tatsächlich vorhandener Verhältnisse in weiteren Kreisen zu vertiefen, das Verständnis für die Notwendigkeit sozialer Reformen zu erwecken. Ehe die verschiedenen Untersuchungen über die Wohnungs- und Bewohnungsverhältnisse in Bremen erschienen, sah man diese sicher zu optimistisch an, denn sonst wäre die Deputation „wegen Wohnungsinspektion" wohl von vornherein als eine solche „für Wohnungsinspektion" erwählt worden. Aber auch für die weiteren Leserkreise dieses Blattes sind diese Ergebnisse interessant, sind doch Bremer Verhältnisse in manchem typisch, in manchem noch lange nicht die schlechtesten (s. meine vergl. Zusammenstellung in Conrads Jahrbüchern 1904: „Das Einlogiererwesen in deutschen Städten"). Natürlich können hier nur ganz kurz einzelne Punkte aus dem Bericht herausgehoben werden, im übrigen kann das Studium desselben nicht warm genug empfohlen werden, das durch reichliche Beigaben von Photographien der Straßenbilder, von Grundrissen und Längsschnitten der Häuser sehr erleichtert wird. Eingeteilt ist die Arbeit in: 1) die untersuchten Häuser in baulicher Beziehung, 2) die untersuchten Wohnungen, 3) die Bewohner der untersuchten Wohnungen nach der Art ihres Zusammenlebens und nach ihren persönlichen und sozialen Verhältnissen.

Die untersuchten Häuser.

Zunächst eine schematische Darstellung der Vorderansichten der wichtigsten bei der Untersuchung berücksichtigten Häusertypen. So abweichend von den meist aus Mietskasernen bestehenden anderen Großstädten, so schematisch wird in Bremen nach daselbst üblichen Typen gebaut, so daß durch diese Darstellung ein weit über diese Wohnungsanzahl hinausreichender Einblick in die Bremer Bebauungsart gegeben wird. Dieser Einblick wird vertieft durch die Darstellung der Bebauung eines größeren Abschnitts einmal in Berlin, andererseits in Bremen, und führt uns gleich zu der Glanzseite der bremischen Verhältnisse, dem kleinen Wohnhaus (52 % der Privatwohnhäuser sind Einfamilienhäuser), gegenüber den Mietskasernen anderer Städte. Statt der dortigen großen, oft für Hinterhäuser rc. ausgenutzten Straßenviertel, findet man hier kleine Häuserblocks, mit freiem, meist durch freundliche Gärten verschönertem Raum.

Bei Neubauten aber gehört das Einfamilienhaus bei den minderbemittelten Klassen nun zu den Ausnahmen. Die Beibehaltung seines Grundrisses bei den Zwei- und Dreifamilienhäusern hat große Nachteile mit sich gebracht. Vor allem gestattet die schmale Front keine entsprechende Ausbildung der Flure und Treppen, so daß eine wirksame Abschließung der Wohnungen gegeneinander nicht möglich ist. Dadurch wird nicht allein die Übertragung von Krankheiten (Tuberkulose, Scharlach) erleichtert, sondern auch die Möglichkeit von Konflikten der einzelnen Familien untereinander vermehrt. Vermutlich ist die in Deutschland einzig dastehende Höhe der Bestrafungen wegen Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung, kleiner Körperverletzungen und Beleidigungen mit auf diese Verhältnisse zurückzuführen.

Auf ein höchst lehrreiches Kapitel: „Technisches über den Bau von Wohnungen für minderbemittelte Klassen", aus der Feder eines Architekten, kann hier nur hingewiesen werden, und kommen wir damit zu den untersuchten Wohnungen. Hier sind besonders eingehend bearbeitet die Aftermietwohnungen, d. h. solche, die keine selbständige Wohnung, sondern Teile einer anderen Wohnung bilden, die von dem Mieter weiter vermietet werden und in denen sich oft recht ungünstige Verhältnisse vorfinden. 10 % der untersuchten Wohnungen waren solche mit Weitervermietung, manchmal so weitgehend, daß der vermietenden Familie (mit allem was zu ihr gehörte) nur ein Raum übrig blieb.

Bei der Betrachtung der Benutzung fällt zunächst auf, daß die nur zu Wohnzwecken dienenden Räume verhältnismäßig zahlreich sind. Von sämtlichen Räumen (3933) machten die reinen Wohnräume ca. $^1/_4$ aus. Mit Rücksicht darauf, daß es sich überwiegend um Wohnungen der minderbemittelten und ärmeren Klassen handelt, muß dieser Anteil der reinen Wohnräume als zu hoch bezeichnet werden. Der Grund ist wohl in der weiten Verbreitung der so oft verurteilten „guten Stube" (s. m. Arb. die Tätigkeit der Wohnungsinspektion in deutschen Städten i. d. Zeitsch. f. d. Wohnungswesen 1904) zu suchen, aus der Betten ängstlich verbannt werden. Fast die Hälfte aller Räume waren Schlafräume. Unter diesen konnten jedoch nur 871 Schlafzimmer und 451 Dachkammern als reine Schlafräume bezeichnet werden. In 53 anderen wurde noch gekocht, in 15 weiteren Räumen auch gearbeitet. Auch Räume, die nicht eigentliche Zimmer waren, wurden vielfach zum Schlafen benutzt, so insbesondere Flure, Verschläge (Alkoven), offene Böden, die sich meist nur durch großen Luftraum (zum Nachteil bezw. Vorteil der Durchschnittsberechnung desselben) auszeichneten. In einzelnen Fällen war das Bett in einem schrankartigen Verschlag unter der Treppe angebracht. (Verfasser sah selbst gelegentlich seiner Teilnahme an der Untersuchung ein solches: etwa 1,80 m lang, 0,80 m breit für zwei erwachsene Geschwister verschiedenen Geschlechts bestimmt.)

Eine Berechnung des auf den Kopf der Bewohner

entfallenden Luftraumes ergab nun infolge der kleinen Räume in den kleinen Häusern, der Überfüllung der Schlafzimmer durch Reservierung von „guten Stuben“ für Bremen recht ungünstige Verhältnisse. Während nämlich in Bremen die Kinder unter 14 Jahren als halbe Person, in den anderen Städten für voll gerechnet wurden, hatten unter 10 cbm Luftraum in den untersuchten Bremer Wohnungen 41,4 %, in Basel 12,5 % in Dresden 13,7 %, in Breslau 47,1 %. In 3 Fällen schliefen 9—11 Personen, in 19 Fällen 7—8, in 32 Fällen 6, in 82 Fällen 5 Personen in einem der kleinen Schlafräume.

Von den 4905 Bewohnern, die in den untersuchten Wohnungen angetroffen wurden, schliefen nur 1477 in einem Bett für sich allein, die übrigen mußten die Schlafstätte mit anderen teilen. Auch bei den ersteren waren aber keineswegs alle Schlafstätten einwandsfrei. Oft wurden sie vielmehr auch für Erwachsene auf Stühlen oder auf dem Fußboden (mit Bettstücken oder Strohsäcken) bereitet. Unter den 3428 Personen, die mit anderen zusammenschliefen, befanden sich 539 Ehepaare, von denen aber nur 211 ein mehr als 1,25 m breites Bett, die übrigen nur ein schmäleres einfaches Bett zur Verfügung hatten. Von den 405 Einlogierern hatten nur 258 ein Bett für sich allein, 147 schliefen zu zweien, (in zwei Fällen zu dreien) in einem Bette zusammen. Zwei Prozent der gesammten Bewohner waren nach eigener Angabe (also wohl in vorgeschrittenerem Stadium) lungenkrank. In 66 Fällen schliefen Kranke mit noch Gesunden in einem Bett zusammen.

Wahrlich — selbst diese kurzen Andeutungen erklären wohl zur Genüge die enorme Verbreitung von Tuberkulose (Bremen marschiert in der Beziehung an der Spitze) und Kinderkrankheiten. Dem Vorschlag einer besseren Grundrißausgestaltung der Wohnungen kann als für die Zukunft vorteilhaft nur zugestimmt werden. Aber auch in der Gegenwart schon könnte eine Wohnungsinspektion (s. d. obige Arbeit) durch Belehrung und Erziehung der Bewohner, da ja zum Schlafen nichtbenutzte Räume genügend vorhanden sind, vieles bessern.

Wir sind nun bei den Bewohnern der untersuchten Wohnungen angelangt und da ist wiederum den Einlogierern ein weitgehendes Interesse gewidmet worden.

Ihre Zahl war innerhalb dieser Wohnungen seit der Volkszählung 1900 beträchtlich zurückgegangen, in einigen Straßen etwa fünfzig Prozent. Diese momentane Abwanderung, mit der wirtschaftlichen Krisis zusammenhängend, ließ daher die Bewohnungsverhältnisse in dieser Untersuchung noch lange nicht so schlimm erscheinen, wie sie 1902 zur Einrichtung der „Deputation wegen Wohnungsinspektion“ Anlaß gebend, gewesen waren und ohne den wirtschaftlichen Rückgang geblieben wären, sich ev. auch noch verschlimmert hätten.

Trotzdem waren die Einlogierer (Leute ohne eigene Möbel, ohne eigene Hausstandsführung) in zahlreiche Wohnungen eingedrungen, bei denen weder in bezug auf die Größe, noch auf die Mietspreishöhe ein wirtschaftliches Bedürfnis anerkannt werden kann. So waren Einlogierer vorhanden: in 16 Wohnungen bis zu 100 ℳ. Miete, in 24 Wohnungen von 101—150 ℳ., in 51 Wohnungen von 151—200 ℳ. Miete. Es gab drei Wohnungen, aus einem Raum bestehend, mit Einlogierern, vier mit zwei Räumen, 41 mit drei Räumen. Selbstverständlich war in den kleinen Wohnungen ein Zusammenschlafen der Einlogierer mit Familiengliedern unvermeidlich. In 46 Fällen war dies der Fall, in 186 Wohnungen hatten sie einen Schlafraum für sich. Nur einige aufklärende Beispiele.

1) Von männlichen Einlogierern schliefen in einem Raum zusammen: ein 25jähriger Einlogierer mit einem Ehepaar und einem 15jährigen Mädchen, zwei Einlogierer (Sohn und Schwiegersohn) mit der Mutter des einen, ein 18jähriger Einlogierer mit einem 9jährigen Mädchen und einem 8jährigen Knaben, ein 25jähriger Einlogierer mit einem 12jährigen und einem 11jährigen Mädchen; zwei Einlogierer hausten mit einer Familie, bestehend aus Eltern, zwei Töchtern von 19 und 20, drei Söhnen von 8—16 Jahren in einem Raum zusammen.

2) Von Einlogiererinnen schliefen in einer Kammer zusammen: eine 19jährige Einlogiererin mit einem Ehepaar, eine 24jährige Einlogiererin mit verheirateter Schwester und deren Mann, eine 28jährige Einlogiererin mit drei kleinen Kindern des Vermieters, eine 20jährige mit zwei Knaben von 11 und 10 Jahren.

Von den Schlafräumen, in denen Familienglieder mit Einlogierern oder Haltekindern zusammenschliefen, wiesen im ersteren Falle 46,5 %, im zweiten 70,7 % ungenügende Luftverhältnisse (d. h. weniger wie 10 cbm Schlafzimmerluftraum pro Kopf, Kinder unter 14 Jahren halb gerechnet) auf, und in den fünf Fällen, wo Familienglieder den Schlafraum mit Dienstmädchen oder Gewerbegehülfen teilten, blieben alle Schlafräume unter der zulässigen Luftgrenze. Die relativ besten Zustände wurden noch in den 248 Schlafräumen vorgefunden, die nur von Einlogierern benutzt wurden, von denen nur 14,5 % unzureichend waren. Dieser Satz bildet einen krassen Beweis für meine an anderem Orte („Das Einlogiererwesen in Hamburg“, herausgegeben von der dortigen Ortsgruppe der Gesellschaft für Soziale Reform) schon ausgesprochene Forderung, daß Vorschriften über die Untervermietung beiden Seiten gerecht werden müßten, da Fürsorge für die Einlogierer allein doch nur auf Kosten der Vermieter geschehen könne, die Wohnungsverhältnisse der ersteren überhaupt zu wenigen Anständen Veranlassung gäben. Es sei mir gestattet, dies kurz zu belegen. Die Hamburger Untersuchung ist bisher die einzige, bei der eine genaue Feststellung des dem Vermieter verbleibenden Wohnungsteiles und der Zusammensetzung der vermietenden Familie versucht worden ist. Bei letzterem Punkte muß noch hervorgehoben werden, daß um die Tabelle nicht zu kompliziert zu machen, die auf die nachstehenden übrig bleibenden Räume angewiesenen weiteren Mitbewohner, wie sonstige Familienangehörige, Gewerbegehülfen und Dienstboten nicht berücksichtigt werden konnten.

Dem Vermieter (bestehend aus . . .) verbleiben an Räumen:

Zusammensetzung der Vermieter		0	1 nh*)	1 h	1 K	1 K, 1 nh	1 K, 1 h	1 K, 1 h, 1 nh	1 K, 2 h	1 K, 2 h. 1—2 nh
1) Ehepaar	ohne Kind	1	—	—	21	39	38	54	19	11
2) Frau allein		—	1	—	65	68	52	48	21	11
3) Mann allein		—	1	—	2	6	2	3	—	1
1) Ehepaar	mit 1—2 kl. Kind.	—	—	—	17	55	45	59	28	6
2) Frau allein		—	—	—	11	25	21	18	—	3
3) Mann allein		—	—	—	2	1	—	—	1	—
1) Ehepaar	mit 1—2 gr. Kind.	—	—	—	8	17	12	32	5	9
2) Frau allein		—	—	—	20	32	33	35	10	15
3) Mann allein		—	—	—	—	1	—	2	—	2
1) Ehepaar	mit 3—6 kl. Kind.	—	—	1	9	29	35	42	26	18
2) Frau allein		—	—	—	6	9	3	10	4	—
3) Mann allein		—	—	—	—	—	—	—	1	1
1) Ehepaar	mit gr. u. kl. Kind.	—	1	—	9	22	22	45	12	16
2) Frau allein		—	—	—	7	30	16	30	8	10
3) Mann allein		—	—	—	—	—	—	—	—	1
	Summe	1	3	1	177	334	279	378	135	104

Es verblieben also der Familie bei 1524 Vermietern, bei denen diese Verhältnisse festgestellt werden konnten: in 182 Fällen nicht mehr wie ein Raum (fast immer die Küche), in 613 Fällen Küche und ein Zimmer, in 513 Fällen Küche und zwei Zimmer. Wir sehen, daß in der größeren Hälfte der Fälle es die nicht heizbaren Zimmer sind, die dem Vermieter verbleiben, die jedenfalls kleiner, meist auch schlechter mit Licht und frischer Luft versorgt sind als die

*) nh = nichtheizbar, h = heizbar, K = Küche.

heizbaren Zimmer, die als Vorder-, Balkonzimmer vermietet werden.

Nun zurück zu den Bremer Einlogierern, deren Kostgeld ebenfalls festgestellt wurde. Die wichtigsten Durchschnittspreise für die Woche betrugen für bloße Unterbringung ohne Kaffee 1,50—2 M., für Wohnung und Kaffee 2—2,50 M., für volle Verpflegung 9—10 M.

Außer den Einlogierern waren in 43 Haushaltungen noch 54 Haltekindern aufgenommen, die ganz in der Familie der Pflegeeltern lebten, daneben wurden noch an verschiedenen Stellen Tageshaltekinder angetroffen, die nur den Tag über verpflegt und beaufsichtigt wurden und abends zu ihren Eltern zurückkehrten. Andererseits waren Kinder der untersuchten Familien in nicht unbeträchtlicher Anzahl wegen Abwesenheit der Eltern tagsüber in Heimen oder in Privatpflege untergebracht, wodurch manchmal recht bedeutende Kosten erwuchsen. Bei der Berechnung des Verhältnisses von Miete zu Einkommen, wurde hier statt der sonst üblichen Einkommensteuerstufen versucht, das tatsächliche Gesamteinkommen durch Feststellung aller Nebenerwerbe der Frauen und Kinder hierzu zu ermitteln. Erstens ist dies sicher die gerechtere Berechnung und zweitens ergibt sich hierbei ein sehr interessanter und wichtiger Einblick in die Größe der Nebeneinnahmen überhaupt, wie in ihre Verwendung.

In Letzterer Beziehung kann man sagen bezüglich der Kinder, daß diese meist nur in den jüngeren Jahren alles den Eltern abliefern und dafür von denselben unterhalten werden, eventuell noch ein Taschengeld bekommen. Sehr bald aber zahlen sie den Eltern nur ein bestimmtes Kostgeld (sind also sozusagen Einlogierer, ohne als solche gezählt zu werden) und behalten den Rest zur freien Verfügung.

Die 417 Haushaltungen, in denen die Nebeneinnahmen festgestellt werden konnten, machen beinahe 50 % der gesamten aus. Aber auch in jenen 522 Haushaltungen mit alleinigem Verdienst des Haushaltungsvorstandes kam außerdem häufig noch eine andere Einkommensquelle der Haushaltung in Betracht: die Aufnahme von Einlogierern oder Haltekindern. Nur 375 Haushaltungen kannten weder einen Mitverdienst anderer Familienangehöriger, noch eine Zubuße zu den Mietkosten durch Einlogiereraufnahme. (Die hierfür angenommenen Sätze von 80 M. pro Kopf, 100 M. bei voller Verpflegung sind natürlich keine Reineinnahmen.)

Das Gesamteinkommen von M. . . . . setzt sich zusammen

	bis M. 600	601—800	801—1000	1001—1200	1201—1500	über 1500
ohne Mitverdienst der Angehörigen	81	66	172	138	49	16
Mitverdienst d. Ehefrau	12	12	22	30	44	18
„ d. Kinder .	11	16	28	36	55	103
„ beider	—	—	1	3	12	14

Wir sehen daraus, welchen Einfluß der Miterwerb der Familienangehörigen auf das Gesamteinkommen ausübt.

Von dem letzteren entfielen auf die Miete bei den Einkommenstufen bis 400 M. 35,6 %, von 501—600 M. 23,8 %, von 901—1000 M. 18,3 %, von ca. 2000 M. ca. 10 %. Darnach steht Bremen für die untersten Einkommenstufen eher günstiger da, wie andere Städte. Ein Mietsaufwand von ca. 10 % bei Einkommen von ca. 2000 M. aber läßt darauf schließen, wie falsch noch Wohnungsausgaben anderen Ausgaben gegenüber gewertet werden, in wie unnötiger und manchmal unverantwortlicher Weise in dieser Richtung gespart wird. Hätte sich die Untersuchung auf zahlreichere Angehörige der mittleren Einkommen, auf solche des Mittelstandes erstreckt, so würde sich wahrscheinlich gezeigt haben, daß bei diesen der Anteil des Wohnungsaufwandes am Einkommen wieder zunimmt. Das letzte Kapitel: wie lange wohnten die Bewohner in ihrer Wohnung, zeigt wieder die Glanzseite bremischen Lebens: Eigentümerwohnungen, lange Mietsdauer. Unter den Mietern wohnten 73 schon mehr wie zehn Jahre, weitere 96 mehr als fünf Jahre in ihrer Wohnung, auch bei den Aftervermietern waren längere Mieten nichts seltenes. Noch seßhafter waren natürlich die im eigenen Hause wohnenden. Mehr als die Hälfte (152) derselben wohnten darin schon länger als zehn Jahre.

Aus dem Vorstehenden kann wohl entnommen werden, daß: erstens eine Volkserziehungsanstalt (wodurch eine Wohnungsinspektion wohl am besten umschrieben werden kann) vollkommen genügend in Bremen zu tun haben würde und daß zweitens eine Wohnungsinspektion durch Belehrung und Erziehung allein schon sehr viele Verhältnisse in Bremen und nicht bloß dort allein bessern kann.

Bremen. W. von Kalckstein.

Vom Büchertisch.

George Moore. Irdische und himmlische Liebe. Roman in 2 Bänden. Egon Fleischel u. Co. Berlin 1905.

Der Irländer George Moore hat seit 1894 drei große Frauenromane geschrieben, den Dienstbotenroman Esther Waters, sodann den oben genannten und untilled fields. Während eine Übersetzung von untilled fields zur Zeit noch aussteht, sind die beiden ersten von Max Meyerfeld in deutscher Ausgabe uns zugänglich gemacht. Die Übersetzung von Esther Waters oder, wie es mit dem deutschen Titel heißt, „Arbeite und bete", rührt von Annie Naumann-Hofer her. Wer den zweiten Roman übersetzt hat, wird nicht angegeben. — Mit dem Tizianschen Bild hat der Roman „Irdische und himmlische Liebe" direkt nichts zu tun, wenn auch die auf dem Gemälde versinnbildlichten Gedanken ähnliche sind wie die im Roman. Der Titel ist eine Zusammenfassung von den seinerzeit getrennt erschienenen zwei Büchern Evelyn Innes und Sister Teresa. Da die Heldin in beiden Teilen dieselbe ist, besteht der zusammenhängende und doch wieder die Verschiedenheit andeutende Titel mit Recht.

Seit Jahren habe ich keine englischen Romane gelesen, erstlich weil unsere eigene Literatur unser einem mehr als genügend zu tun gibt, und zweitens weil englische Romane im Geruch der Langweiligkeit stehen. George Moore indessen ist durch die Franzosen, besonders Zola, beeinflußt, und der Vorwurf der Langweiligkeit trifft ihn nicht so stark, wie den Durchschnitt seiner romanschreibenden Landsleute. Immerhin ist es kein leichtes Stück, auch diese 742 Seiten mit stets gleichem Interesse zu verfolgen. Vieles wiederholt sich und ermüdet, und bei breiter Umständlichkeit fließt die Handlung nur sehr, sehr langsam vorwärts, im zweiten Teil von der himmlischen Liebe noch langsamer als in dem von der irdischen Liebe.

Doch es kommt dem Schriftsteller gar nicht auf interessant ausgespannte Handlung und sonstige Spannung an. Er will in erster Linie Psychologie geben, angewandte Psychologie möchte ich sagen. Und das ist ihm im zweiten Teil noch mehr gelungen als im ersten. Hier ist er so recht in seinem Element. Denn seine Meisterschaft besteht darin, seelische Vorgänge mit ihren leisen Vorwärtsflutungen und ihren durch die Außenwelt bedingten Rückschlägen bis ins allerfeinste Geäder bloß zu legen. Oft ist es, als hätte z. B. die Gestalt der Schwester Teresa in der Umwelt des Klosters kaum noch eine Körperlichkeit, als wäre sie nur eine Seele und weiter nichts. Um so unheimlicher, furchtbarer spüren wir dann wieder, in die Wirklichkeit zurückgerufen, das Ringen der sie umgebenden Klosterwelt mit den von draußen kommenden Einflüssen. Die Schatten werden dunkler und dunkler, kriechen förmlich an ihr hinauf. Sie merkt das alles, sie fühlt, wie sie gleichsam lebendig eingesargt wird, und will entfliehen. Schon hat sie den Schlüssel in Händen. Schon steht sie draußen vorm Tor und starrt die Außenwelt an. Aber es ist schon zu spät. Die Schwingen sind ihr gelähmt. Sie bleibt wo sie ist. Das ist erschütternd zu lesen.

Die Handlung des Romans ist sehr einfach. Aus der Stille eines Hauses, wo der Vater nur seiner archaistischen Musik lebt, wird Evelyn Innes durch einen Mann, der dann ihr Geliebter wird, in die große Welt entführt und läßt sich zur Sängerin ausbilden. Ihre frommkatholische Erziehung und Gewöhnung kämpft nun einen Kampf mit der Welt und ihrer Lust und behält schließlich den Sieg. Aus der Primadonna Evelyn Innes wird die Klosterschwester Teresa. So führt uns der erste Teil in die Lebewelt und der zweite in die des Klosters. Diese zwei Welten werden einander gegenüber gestellt. Ihre wechselnden Einflüsse auf das Seelenleben der Heldin machen den Hauptbestand unseres Romans aus. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es nicht Übergangsstadien gibt zwischen diesen zwei auseinanderklaffenden Welten voll Oberflächlichkeit und Sinnlichkeit, Äußerlichkeit und Lebensgenuß einerseits und auf der anderen Seite voll klösterlichen Askese. Dem Schriftsteller ist es um ein anderes zu tun. Er will das les extrêmes se touchent aufdecken und zieht die feinen psychologischen Fäden, die von der einen Welt zur anderen hinüberleiten. Es kommt ihm nicht etwa auf eine Verherrlichung des Nonnentums an, vielleicht ganz im Gegenteil. Er will eben nur die Psychologie eines Frauenlebens geben. Wenn man das nicht außer Augen läßt, dann tritt mancherlei zurück, was sich vielleicht theologisch oder ethisch einwenden ließe. Ist das Zusammenleben

mit einem geliebten Menschen ohne den Kopulationssegen der Kirche wirklich die eine große Sünde, wie sie im Roman immer wiederkehrend eine Rolle spielt? Ist der Satz richtig (wenigstens zweifelt die Heldin niemals an seiner Richtigkeit): „Wenn wir einmal an das Dasein eines Gottes glauben und die Überzeugung haben, daß wir nur deshalb auf der Welt sind, um unsere Seelen zu retten, dann ist es sicher Wahnsinn, an etwas anderes zu denken"? (I, 355).

Einem männlichen Leser wird im Roman manches übertrieben und gequält vorkommen. Ob eine Frauenseele geduldiger alle die leisen und leisesten seelischen Schwingungen mitschwingen wird? Jedenfalls ist dieser Frauenroman, zudem in guter Übersetzung und mit schöner Sprache, ein Buch, das reichlich Beachtung verdient. Martin Bücking.

Der Triftbauer. Ein Dorf-Roman von Friedrich Heinz. Dresden. E. Pierson. 1905.

Der Verfasser hätte sein Werk besser eine Erzählung genannt. An einen Roman stellt man höhere Ansprüche. Friedrich Heinz spricht in seiner Erzählung alles aus, was er denkt, und erspart dem Leser nichts. Er sagt auch so ziemlich alles, was die handelnden Personen sich denken oder nach seiner Meinung gedacht haben. Geht der Triftbauer Jörg Lüttge über das Feld zu irgend einer Hantierung, so kommen vorher unweigerlich anderthalb Seiten Gedankengänge. Man muß sich an diese Art Darstellung gewöhnen, dann erkennt man, daß darin der Vorzug des Buches liegt. Manches in der Darstellung erinnert von fern an Homer, einiges auch an den Gedankenparallelismus der Psalmen. Der Verfasser bemüht sich wahrheitsgetreu zu sein bis zum t. Bei der wahrheitsgetreuen Abschilderung dörflicher Verhältnisse (in einem Ort am Südabhang des Fichtelgebirges) werden auf diese Weise auch sexuelle Dinge nicht umgangen, sondern in breiter Ausführlichkeit vorgeführt. Wenn es nicht eine Spekulation auf die Lüsternheit ist, so ist es ein Ausfluß seines Bemühens Wahrkunst zu geben. Wir sehen es wieder bei G. Frenssen: will er ländliche Verhältnisse schildern, die ja in ihrer Natürlichkeit mehr vor aller Dorfwelt aufgedeckt liegen als etwa ähnliches in einer großen Stadt, so kommt er auch um den Eros nicht herum. Ob indessen die Art, wie Friedrich Heinz seiner Wahrkunst den Lauf läßt, vom Standpunkt der Schönheit eine Berechtigung hat, auch wenn man nicht prüde sein will, ist mir eine große Frage. Und nicht bloß was das Erotische anlangt. Ich fürchte, das Buch wird zum mindestens für norddeutsche Leser schwerlich ein Genuß sein. Nur ein Drittel ist Handlung, und zwar einfachste Handlung; das Übrige sind Reflexionen, oft sehr hausbackene! Der Bauer Lüttge ist jahrelang in Nordamerika Farmer gewesen und trotzdem in beispiellos beschränktem Eigensinn auf sein Recht versessen. Er prozessiert wegen einer Überwegung, gerät einem Juden in die Hände, verliert in allen Instanzen, wird wegen Totschlags zu 2½ Jahren Zuchthaus verurteilt, so daß die ruinierte Hofstelle verkauft werden muß. Da reist seine Tochter zum bayerischen Prinzregenten nach München und kommt folgenden Tags, gerade als die Auktion in Gang ist, mit der Begnadigung, dem nötigen Geld usw. wieder. Diese „dea ex machina" ist nicht die einzige von den vielen Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung. Und nun ein anderes. Das ist der Stil oder richtiger der Mangel an Stil. Seit einigen Jahren sind wir glücklich so weit, uns aus dem lappigen Stil der sogenannten Familienblätter und der ihnen entsprechenden Romane heraus zu arbeiten und uns ein kurzes, knappes, kerniges Satzgefüge zu erwerben, wie es uns z. B. Gustav Frenssen meisterhaft vormacht, ohne daß die manirierten Übertreibungen eines Arno Holz uns vorbildlich zu sein brauchen. Heinz führt uns wieder in die Zeit vor der Marlitt zurück. Da sind lauter langatmige, langweilige Sätze, die vor lauter Umständlichkeit und Einschaltelei gar nicht in Fluß kommen wollen. Der unmäßige Gebrauch des Partizipiums ist bezeichnend für die Hülflosigkeit. Seite 120 nimmt der Verfasser dreimal einen Anlauf zum Nachsatz, unterbricht aber immer wieder, da ihm inzwischen ein anderer Gedanke noch wichtiger als das Vorhergehende vorkommt. Die Popularphilosophie auf Seite 343 und 344 habe ich mir zweimal laut vorgelesen, aber nicht verstanden. — Mitten im Text deutet der Verfasser einmal an, er habe außer diesem schon einen anderen Roman geschrieben. Dies Buch ist mir unbekannt geblieben. Sollte der Verfasser später noch einmal ein Buch schreiben wollen, so wird er zunächst und ganz besonders seinen Stil oder besser seine Stillosigkeit von Grund ändern müssen. Martin Bücking.

Sophie Elkan. Von Gottes Gnaden. Historischer Roman aus der Geschichte des Hauses Wasa. Aus dem schwedischen übersetzt von Pauline Klaiber. 2 Bde. Stuttgart, Lenzinger, 1906.

Die Regierungsgeschichte des Schwedischen Herrschers Gustav Adolf IV., die von 1792—1809 reicht, bis sie infolge einer Verschwörung im Heer durch Absetzung des Königs ein Ende findet, ist in diesem Roman in äußerst fesselnder Weise dargestellt. Die Gestalt dieses jugendlichen Schwedenkönigs ist vortrefflich gezeichnet. In lebensvollen Bildern wird gezeigt, wie dieser durch seine von unmäßigem Hochmut, kindischem Starrsinn und verrücktem Aberglauben getragene sprunghafte Politik sein Land in die unglücklichsten Verwickelungen stürzt. Mit den mächtigsten Nachbarfürsten verfeindet, von fanatischem Haß gegen Napoleon verblendet, bringt er Schweden an den Rand des Verderbens und zieht sich die innere Umwälzung selbst auf den Hals. Jene Bilder sind so farbenreich und lebensprächtig, daß man an diesem jungen König und seiner kindlichen Gemahlin, einer badischen Prinzessin, seinen Schrullen und tausend Schmerzen, seinem Eheleid und -glück ein ganz zähes Interesse gewinnt. Die großen Weltereignisse bilden hier in glücklichster Weise die Umrahmung für das mit Liebe und Geschick dargestellte Kleinleben an diesem nordischen Hofe und den Hintergrund für jene markante Königsgestalt, in welcher das „Gottesgnadentum" eine schärfste Ausprägung findet aber zugleich seine tiefste Niederlage erlebt. Freunden historischer Romandichtung ist dies Werk auf das Angelegentlichste zu empfehlen. Schönwald.

Paul Jäger, Zur Überwindung des Zweifels. Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906. 73 S. 0,90 ℳ.

Ein dünnes Heft aus der Sammlung der Weinelschen „Lebensfragen" bietet diese kurze Vortragsserie eins der schwersten Probleme unserer Zeit in wundervoller Fassung dem ernsten Nachdenken dar, die Frage: liegt es am Nichtkönnen oder am Nichtwollen, wenn unser Geschlecht der Zweifelsucht zur Beute werden sollte? Das Resultat mutet mich wenigstens wie eine Mahnung an: Wolle nur glauben, und du kannst es! Wie das weitausholend und mit weitblickendem Verständnis für die Nöte und Gebrechen der wissenschaftlich-religiös zwiespältigen Gegenwart begründet wird, ist ein Gewinn zu lesen auch für den, der sich durch ähnliche Gedankengänge und Beweisführungen der sogen. modernen Theologie schon wiederholt hindurchgearbeit hat. Vielleicht ist es noch nirgends so klar und lichtvoll, zugleich so allgemein-verständlich zur Darstellung gekommen, ohne der Wissenschaftlichkeit im geringsten etwas zu vergeben. Schwerverständlich ist eigentlich nur die erste Hälfte des zweiten Vortrags. In allem Übrigen bedeuten allein schon die zur Erläuterung verwandten Bilder und Gleichnisse eine Bereicherung unserer populär-theologischen Literatur. — Dennoch wird diese geistvolle Broschüre nicht als das letzte Wort in einer wahrhaft brennenden „Lebensfrage" gelten dürfen. Die Antwort, die sie gibt, erscheint diktiert von einer gewissen Ungeduld, um nicht zu sagen, von einem zu frühen Zweifeln und Verzweifeln an der Berufung exakter Wissenschaft, die Lösung der Lebensrätsel mitzufördern. Wem anders, als dieser Wissenschaft, verdanken wir denn die Erkenntnis, daß die wirkliche Welt nicht bloß die erkannte Welt ist, sondern diese plus unendliches Geheimnis, einschließlich des Rätsels der Persönlichkeit und ihrer Willensregungen. Es stimmt nicht, daß das Dogma der modernen Wissenschaft lautet: „Was sich nicht beweisen läßt, existiert nicht." (S. 31.) Und darum trauen wir Liberalen dieser Wissenschaft auch für die Zukunft noch Großes zu in bezug aufs religiöse Gebiet, und halten sogar nicht für ausgeschlossen, daß der durch sie geklärte Intellekt noch einmal eine Macht wird gegenüber dem bösen „Willen zum Zweifel".

Berlin. Francke.

Dr. Hans Pöhlmann, Rudolf Euckens Theologie mit ihren philosophischen Grundlagen dargestellt. Berlin. Reuther u. Reichard. 1903.

Die Philosophie Euckens hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts immer mehr die Beachtung derer errungen, die aus der Zersplitterung und Verworrenheit des geistigen Lebens der Gegenwart zu einem Ganzen der Weltanschauung streben und in denen das Verlangen nach gemeinsamen, das Ganze des Kulturlebens leitenden Überzeugungen lebendig ist. Einst ein einsam Suchender ist E. in steigendem Maße ein Führer vieler Suchenden geworden. Namentlich auch unter dem jüngeren Geschlecht der Theologen hat er dankbare Anhängerschaft gefunden. Einer seiner Schüler versucht in dem obengenannten Schriftchen weitere Kreise für den Meister zu interessieren und sie in seine Gedankenwelt einzuführen. Der Versuch scheint mir in der Darstellung der Religionsphilosophie bezw. Theologie Euckens besser gelungen, als in der Zeichnung des philosophischen Grundrisses. Das Mosaik von kurz referierenden Sätzen und von Zitaten aus Euckens Schriften, das Pöhlmann hier gibt, dürfte dem Verstehen Fernstehender erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Es hätte doch vielleicht mehr erläutert und „übersetzt" werden müssen. Trotzdem wünsche ich der Schrift recht viele Leser, namentlich unter den Theologen. Vor allem verdient das feinsinnige kritische Schlußwort des Verfassers Beachtung, das in außerordentlich glücklicher Weise die Bedeutung des Euckenschen Systems charakterisiert. „Wir haben in ihm einen engen Bund zwischen Philosophie und Theologie, letztere in weitem und freiem Sinne: Eine Philosophie, die wegen ihrer Gipfelung in Gott und Gottes Reich Theologie zu heißen verdient, eine Theologie, die wegen ihrer universalen Grundlegung in der Geschichte der Philosophie einen ehrenvollen Platz beanspruchen kann."

Bethau. Frederking.

Die 4. Eisenacher Konferenz. Pfingsten 1905. 13.—16. Tausend. Bad Kösen. Kommissionsverlag der deutschen Orient-Mission. 1905. Groß-Lichterfelde.

Die nach den stenographischen Protokollen herausgegebenen Verhandlungen der Eisenacher Konferenz geben ein treues Bild der evangelischen Gemeinschaftsbewegung in ihrem gegenwärtigen Stande und der Entstehung des Eisenacher Bundes gegen die moderne Theologie. Wenn in den Ansprachen und Gebeten eines Zelter, Bauer, Berthelsdorf, Dr. Bodelschwingh auch ein innig frommer, in sich selbst ruhender Glaubensmut sich ausspricht, so bleibt der Grundton aller übrigen Vorträge, namentlich in dem des D. Lepsius über das Lebenswerk Jesu nach den Evangelien, die Polemik gegen die moderne Theologie als die Ursache alles Unheils in der Welt. Selbst in den Missionsvorträgen wird behauptet, daß der moderne Mohammedanismus seine Argumente gegen die christliche Religion aus der modernen Theologie ziehe. Wie weit ist es da noch bis zur Behauptung, die modernen kritischen Theologen seien schlimmer als Heiden und Türken? Die Stimme eines Theologen der religionsgeschichtlichen Schule in der der Versammlung folgenden theologischen Konferenz, Lic. Machholz, blieb ziemlich unbeachtet: in vollen Accorden wird von Dr. Bodelschwingh und den anderen Rednern die Gegnerschaft der modernen Theologie gepredigt, gegen die die theologische Schule in Bethel bei Bielefeld eine Gegenanstalt bilden soll. Trotz aller Siege scheint die Gemeinschaftsbewegung in dem Punkte der wissenschaftlichen Begründung sich sehr unsicher zu fühlen. O. F.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 3.

Berlin
Bremen.

20. Januar 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Oberkirchenrat vor der Entscheidung im „Fall Römer". — Aus Bayern. — Die Berufungsschriften des Remscheider Presbyteriums und des Lic. Römer an den Oberkirchenrat. — Nachrichten. — Vereine und Versamlungen. — Anzeigen.

Der Oberkirchenrat vor der Entscheidung im „Fall Römer".

Gegen den die Bestätigung des Licentiaten Römer in Remscheid versagenden Bescheid des rheinischen Konsistoriums hat am 22. Dezember v. Js. das Presbyterium und die Repräsentation der evangelischen Gemeinde in Remscheid, und zwar mit allen gegen eine Stimme, beschlossen, bei dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin Rekurs einzulegen und Herrn Römer ihres unerschütterten Vertrauens zu versichern. Wie wird diese Entscheidung fallen? Oder vielmehr: nach evangelischen Grundsätzen — wie muß die Entscheidung fallen?

Aus dem Blätterwald der Orthodoxie dringt natürlich der laute Ruf des Fanatismus: Und das fragt ihr noch? Selbstverständlich darf die oberste Kirchenbehörde das ihr unterstellte Konsistorium nicht desavouieren, das hieße ja, die liberale Richtung grundsätzlich für berechtigt anerkennen, und das wäre Abfall und Verleugnung! Aber auch mittelparteiliche Blätter befürchten, daß in dem „Falle Römer" nicht alle Freunde freier kirchlicher Entwicklung werden zusammenstehen können. So schreibt die „Preußische Kirchenzeitung" in der Nr. 1 dieses Jahres: „Wie die Verhältnisse liegen, hat das Konsistorium wohl so entscheiden müssen. . . Jedenfalls hat die Predigt es der Behörde leicht gemacht, von ihrem Recht der Nichtbestätigung Gebrauch zu machen."

Wie steht das mit der Predigt Römers?

Die Gemeinde in Remscheid, deren Pfarrer Römer werden wollte, hatte ihn in dem Wunsche, seine theologische Stellung kennen zu lernen, gebeten, seiner Wahlpredigt die Stelle Ev. Joh. 6, 67—69 zu grunde zu legen. Das hatte Römer getan und in seiner Predigt — sie ist in Halle bei Gebauer-Schwetschke im Druck erschienen — aus seiner freien theologischen Überzeugung kein Hehl gemacht. Er treibt zuerst ein wenig Textgeschichte, weist auf den Unterschied zwischen dem Johannes- und dem Matthäusbericht hin, indem nach Matthäus Petrus den Heiland nicht als den „Sohn des lebendigen Gottes", sondern als den „Heiligen Gottes" feiert, erörtert aber dann doch, weil das Gegenteil ihm „wahrscheinlich wenig Dank eintragen" würde, sehr gründlich die Entstehung des kirchlichen Begriffs der Gottessohnschaft Jesu. Die eine Quelle, führt er aus, der die Vorstellung von der übernatürlichen Geburt Jesu entflossen, sei die griechisch-heidnische Anschauung, die sich die Größe und Göttlichkeit eines Menschen nur auf physischem Wege, durch Vermischung eines Gottes mit einem Erdenweibe erklären könne, aber sofort wird darauf hingewiesen, daß diese Anschauung sich mit dem übrigen Inhalt der ersten Evangelien nicht vertrage, und so wenig „erquicklich es sei, hierüber zu reden" — die Gemeinde dürfe doch über diese Dinge nicht im Unklaren bleiben; und so fügt Römer noch „drei kurze Bemerkungen" hinzu: 1) die Lehre von der Jungfrauengeburt soll die Sündlosigkeit Jesu erklären, aber sie tut es nicht, denn der Sohn kann doch, wenn man noch nicht ganz und gar katholisch denkt, die Sündhaftigkeit auch von der Mutter geerbt haben; 2) wenn Jesus kraft übernatürlicher Geburt sündlos bleiben mußte, dann ist er kein Vorbild mehr für uns; 3) die Verlesung des Apostolikums, das den Satz: geboren von der Jungfrau Maria, enthält, ist ein Kreuz und ein Zwang für viele Geistliche wie für viele Gemeindeglieder, und deshalb muß eine Änderung in jener Sitte eintreten! Die andere Quelle, aus der die Bezeichnung Sohn Gottes stammt, ist nach Römer das Alte Testament, aber hier bedeutet der Ausdruck nichts anderes als einen „Erwählten" Gottes, die Vorstellung einer übernatürlichen Geburt liegt ihm und also auch dem Petrus, der in den Anschauungen des Alten Testaments aufgewachsen ist, durchaus fern. Und also ist und bleibt die moderne Anschauung von der Gottessohnschaft Jesu zugleich die älteste und ursprüngliche Vorstellung von der Sache: Jesus von Nazareth ist der am tiefsten in das göttliche Geheimnis Eingeweihte, der, in dem Gott seine Gnade und Wahrheit in einzigartiger Weise der Welt kundgetan hat. Und nachdem dann ausgeführt ist, wie der persönliche Eindruck, den die Erscheinung Jesu in ihrer fleckenlosen Reinheit, in ihrer unermüdlichen Menschenliebe, in ihrer göttlichen Hoheit auf seine Zeitgenossen gemacht, auch das Herz des Petrus für ihn hat entbrennen lassen, wird in echten, warmen Worten dargetan, daß die Menschen in allen Lebenslagen und für alle Seelenstimmungen auch heute noch von dem Meister „Worte des ewigen Lebens" zu hören bekommen. Die Predigt schließt: „O Herr, zu wem können wir gehen als zu dir, zu dir, der du die Göttlichkeit des Menschen uns hast schauen lassen! Ja, du sollst unser Leben bestimmen, du bist unser Herr, du bist unser König, du Heiliger Gottes! O du Menschensohn und Gottessohn, du Erstgeborener unter vielen Brüdern, mach uns dir gleich, mach uns zu deinen Brüdern, laß uns alle Söhne werden und Töchter deines himmlischen Vaters. Amen."

Gegen diese Predigt ist nun unseres Erachtens fraglos der ernste Einwand zu erheben, daß sie in ihrem ersten Teile keine Predigt, sondern eine wissenschaftliche Erörterung ist. Die Wissenschaft hat die Wahrheit zu suchen, ohne Rücksicht darauf, ob sie dabei den Menschen innerlich fördert oder nicht. Die Predigt soll die Wahrheit verkündigen, so daß sie religiöses, sittliches Leben weckt, vertieft. Ich kann nicht finden, daß der erste Teil der Römerschen Predigt aus diesem Motiv heraus gearbeitet ist. Gewiß, der Prediger soll wahrhaftig sein — um Gottes willen kein Spielen länger mit Begriffen, die man nicht mehr voll sein eigen nennt! Und die Wahlpredigt ist dazu da, daß die Gemeinde klar und deutlich zu fühlen und zu hören bekommt, ob der Prediger, der ihr Vertrauen begehrt, und dem sie sich anvertrauen soll, ein moderner Mensch ist, oder ob er in alten Bahnen wandelt. Aber mit meinem theologischen Wissen brauche ich in einer Predigt, auch in einer Wahlpredigt der Gemeinde nicht aufzuwarten, mit dem kann ich arbeiten, wenn ich erst in ihrer Mitte bin, und auch dann wird die Stätte solcher Arbeit nicht die Kanzel in der Kirche, sondern der Katheder in Gemeinde- und Diskussionsabenden sein müssen. Gewiß, unter Umständen wird auch die Predigt direkt Bibelkritik treiben

müssen, dann, wenn der Text, sowie er dasteht, das rechte innere und sittliche Leben stört, anstatt es zu fördern. Ein Beispiel: die neue Epistel für den ersten Sonntag nach Epiphanias ist die Stelle 2 Kor. 6, 14 ff. mit ihrer engherzigen und unbarmherzigen Mahnung: „Zieht nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen! Gehet aus von ihnen und sondert euch ab und rühret kein Unreines an! Ja, da ist es die unabweisbare Pflicht jedes überzeugten Dieners evangelischer Wahrheit, auf den scharfen Gegensatz hinzuweisen, in dem diese Korintherstelle mit den einen ganz anderen Geist atmenden Ausführungen des Apostels Paulus 1. Kor. 7, 12 ff., 10, 23 ff., Röm. 14, 14 steht, um dann die Gemeinde im Sinne dieser Bibelworte zu beeinflussen, sonst würde der Prediger mit verantwortlich, wenn unter Berufung auf den Bibelbuchstaben Pharisäertum und Konventikelsucht in seiner Gemeinde großwüchse. Aber eben, die Predigt hat die Kritik nie um der Kritik, um wissenschaftlicher Fragen willen zu treiben, sondern alles muß bei ihr unter dem Zweckgedanken positiv aufbauender, bewahrender Seelsorgearbeit stehen. Dieser Zweckgedanke, diese innere heilige Nötigung fehlt mir bei dem ersten Teile der Römerschen Predigt, ja ich möchte als Homilet sagen: die Kritik des Apostolikums und der Sitte seiner Verlesung erscheint mir angesichts des ihm gegebenen Textes fast an den Haaren herbeigezogen. Mit einem Wort: der erste sehr umfangreiche Teil der Predigt ist mir nicht religiös genug gehalten. Dieser Mangel wäre meines Erachtens leicht auszugleichen und zugleich dem ernsten, berechtigten und notwendigen Verlangen des Predigers und der Gemeinde nach unbedingter Wahrhaftigkeit der Rede Genüge zu tun gewesen, wenn Römer unter völliger Ignorierung heidnischer Vorstellungen von der übernatürlichen Geburt, die ja im Text gar nicht vorlagen, sofort auf Grund alttestamentlicher Gedankengänge, in denen Petrus groß geworden war, den Inhalt seiner Aussage über Jesus herausgearbeitet hätte, um dann so ernst und bestimmt als möglich zu sagen: das also ist der Glaube an Christus, den dieser selbst fordert und selig preist, das und weiter nichts! Und dann hätte er ebenso bestimmt, aber kurz und bündig hinzufügen können: Ich weiß, die spätere Kirche hat den Begriff der Gottessohnschaft noch anders, noch voller gedeutet, aber diese volleren Aussagen machen den Inhalt des christlichen Glaubens nicht aus, die kann man leisten und dennoch den Meister verleugnen, die kann man verweigern und dennoch in Liebe und Treue dem Heiland anhangen, oder ähnlich. Durchaus schade, daß die Predigt Römers diesen Mangel aufweist.

Aber nun auf der anderen Seite: so wenig einwandfrei die Predigt in ihrem ersten Teile als Predigt ist, so völlig einwandfrei sind ihre wissenschaftlichen Darlegungen. Es ist wahr und nicht zu bestreiten, daß der Gedanke der jungfräulichen Geburt durchaus kein genuin christlicher, sondern ein sehr alter, heidnischer, buddhistischer ist, wahr und nicht zu bestreiten, daß dieser Gedanke weder die Sündlosigkeit Jesu garantiert noch seine Vorbildlichkeit empfinden läßt, wahr und nicht zu bestreiten, daß die Verlesung des Apostolikums, wie die neue Agende sie festlegt, für manchen Prediger und manches Gemeindeglied ein Kreuz und eine Pein ist; wer weiß denn heute noch, in welchem dem Wortlaut völlig zuwiderlaufenden Sinne die Mittelpartei im Jahre 1893 die eine concedierte Einleitungsformel gebrauchen zu dürfen durchgesetzt hat? Aber wenn das alles wahr ist, was Römer gesagt, welche Macht der Welt gab dann dem rheinischen Konsistorium mit samt dem Provinzialsynodalvorstand das Recht, Herrn Römer die Bestätigung aus dem Grunde zu versagen, weil seine theologischen, besonders christologischen Anschauungen von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abwichen? Wie oft soll es denn noch gesagt werden, daß es in der evangelischen Kirche kein rechtlich bindendes Bekenntnis, sondern nur einzelne, rechtlich absolut nicht verbindliche Bekenntnisse gibt und daß deren immer wiederholte Aufrichtung zu Rechtsnormen von gleicher Bedeutung wie die heilige Schrift eine totale Verleugnung der Grundsätze dieser Bekenntnisse selber ist? Wie oft soll es gesagt werden, daß für keine irgendwie ehrbare Theologie auch die theologischen, dogmatischen Positionen der biblischen Bücher ohne Abstriche mehr maßgebend sind? In der evangelischen Kirche muß doch die Wahrheit das entscheidende Wort führen und nicht die Überlieferung, nicht Bibel- und Bekenntnisbuchstabe! Nun denn, wenn es wahr ist, was Römer über den Begriff der Gottessohnschaft Jesu ausgeführt hat, dann konnte wohl das Königliche Konsistorium durch den Generalsuperintendenten, der ja wohl der pastor pastorum sein soll, den Licentiaten Römer darauf aufmerksam machen, daß an die Predigt andere Anforderungen zu stellen seien als an eine wissenschaftliche Abhandlung, einen Vortrag, und konnte ihm die Erwartung aussprechen, daß er seine Predigttätigkeit künftig richtiger gestalten werde. Aber die Nichtbestätigung der Pfarrwahl bleibt im Falle Römer wie in allen anderen vorhergegangenen Fällen ein Bruch mit evangelischen Kirchenprinzipien, wie er nicht krasser gedacht werden kann.

Ein Zweites. Der zweite positive Teil der Predigt ist so warm gehalten, zeugt von so inniger und aufrichtiger Hingabe an die Person Jesu, daß kein religiös-empfängliches Herz ihn ohne nachhaltigen Eindruck mit angehört haben wird. Kann man denn in religiösem, sittlichem Sinne von Jesus Größeres aussagen, als was Römer getan hat, nämlich, daß man „nicht mehr leben kann ohne ihn", daß man mit erregter Seele sich ihm weiht: „Du sollst unser Leben bestimmen, du bist unser Herr, du bist unser König, du Heiliger Gottes!"? Und solch ein Mann soll unfähig sein, der evangelischen Gemeinde Remscheid zu dienen? Woher leiten denn die Herren Mitglieder des rheinischen Konsistoriums und Synodalvorstandes ihr Recht, der Kirche zu dienen, anders ab als aus ihrer gleichen Stellung zu Jesus?

Ein Letztes. Die überwältigende Mehrheit der Gemeindevertretung Remscheids wünscht Römer zum Pfarrer zu haben. Den Einspruch gegen seine Bestätigung haben nur ein Geistlicher, drei Älteste und ein Diakon unterschrieben, der Protest gegen seine Nichtbestätigung ist sogar nur noch von einer Stimme nicht mitbeschlossen, also die Gemeinde wünscht mit immer stärker werdendem, nahezu einmütigem Verlangen einen solchen Pfarrer, wie Römer es ist, und nun kommt das Konsistorium samt dem Synodalvorstand wie ein Schulmeister daher, droht mit dem Stock und spricht: Ach was, ihr Remscheider seid dumme Jungen, ihr wißt nicht, was euch gut ist, jedenfalls den Römer bekommt ihr nicht? Wirklich, eine schlimmere Bevormundung der Gemeinde üben die Päpste und Bischöfe auch nicht aus!

Alles in allem: trotz der anerkennenswert höflichen Form — aber es ist beschämend genug, daß man heute auch das noch anerkennen muß — ist der Konsistorialerlaß im Falle Römer nur eines der traurigen Dokumente kirchenpolitischer Ungerechtigkeit und Unkenntnis mehr, die uns das letzte Jahr gebracht hat, und gerade bei der Freude, die wir über den in letzter Zeit frischeren Zug in der Mittelpartei empfanden, ist es uns doppelt schmerzlich, aussprechen zu müssen: es ist uns völlig unbegreiflich, daß Männer wie D. Hackenberg jenes Verdikt haben mitfällen und Männer wie Schian dem Konsistorium und seinen Eideshelfern haben beispringen können. Wie wird nun der Evangelische Oberkirchenrat entscheiden? Wird er stark und evangelisch genug sein und der Versuchung widerstehen zu sagen: siehe, selbst so freigerichtete Männer wie Hackenberg und Schian geben dem Konsistorium recht und also ist es im Recht?

Über die Entstehung der Entscheidung des Coblenzer Konsistoriums gehen allerlei Gerüchte uns zu, die wir notieren und deren Richtigstellung wir von Coblenz aus erwarten.

D. Rade schreibt in Nr. 2 der „Chr. W.", was wir auch gehört haben, daß ähnlich wie im Fall Fischer „zwar die Nichtbestätigung Römers einmütig beschlossen worden ist, daß aber die Formulierung des Erlasses nicht vom Gesamtkollegium ausgeht!"

In Berlin hatte man sie einigen Theologen überlassen, in Coblenz sollen die Juristen sie gemacht haben, wie in Berlin hätten die anderen Mitglieder den Wortlaut erst aus der Zeitung erfahren. Das Kollegium soll wenig vollzählig gewesen sein und die Theologen hätten von homiletischen*) Bedenken (wegen der Theologie auf der Kanzel), die Juristen aus dogmatischen*) Bedenken (wegen Differenz mit Lehre der Bibel und des Bekenntnisses) für Nichtbestätigung gestimmt. — Solche Vorgänge sind bei dem Ernst der kirchlichen Lage und angesichts der Tatsache, daß es sich um Entrechtung einer Einzelgemeinde und um Zurückweisung eines sittlich ernsten und wissenschaftlich tüchtigen Theologen vom Pfarramt, dem Ziel seiner Arbeit und seiner Wünsche fürs Leben, handelt, unverantwortlich, wenn sie die Gerüchte richtig darstellen. Aber trotz alledem haben die Juristen mit ihrer Zurückstellung der homiletischen Bedenken und der offenen Begründung der Nichtbestätigung durch die dogmatischen Differenzen völlig recht. Die homiletischen Bedenken mußten durch die offene Erklärung Römers, daß er so nicht wieder predigen werde, daß er die Form der Predigt preisgebe, beseitigt sein. Sie sind auch nicht gar so bitter ernst zu nehmen, denn wir wetten 1000 gegen 1, wenn Römer seinen ersten Teil zur orthodoxen Verteidigung der Gottheit Christi mit allem dogmatischen Rüstzeug mißbraucht hätte und es wäre von den Liberalen gegen ihn Einspruch erhoben worden, die homiletischen Bedenken hätten keinen Anstoß gegeben. Machen wir uns doch nichts vor. Der Satz: „die Theologie gehört nicht auf die Kanzel" ist richtig — aber er wird nur angewandt gegen die liberale Theologie, die orthodoxen Predigten wimmeln von theologischen Aussagen und Begründungen, — aber weil diese theologischen Aussagen orthodox sind, erregen sie auf der Kanzel keinen Anstoß. Der Führer der Mittelpartei, D. Haupt-Halle, sagt in Nr. 1 seiner deutsch-evangelischen Blätter: . . . „Wer aber glaubt, auf der Kanzel Überzeugungen aussprechen zu müssen, von denen er weiß, daß sie einen Teil der Gemeinde in dem innersten Heiligtum ihres Glaubens tötlich verletzen, der hat sich damit für den Dienst an dieser Gemeinde unmöglich gemacht." Ganz unsere Meinung, wir erwarten aber Gerechtigkeit, daß dies auch gelte für orthodoxe Pfarrer, die durch ihr Schelten auf die Liberalen, diese „in dem innersten Heiligtum ihres Glaubens tötlich verletzen".

*) Für unsere Laienleser: Homiletik ist Lehre darüber, wie man predigen soll; „homiletische" Bedenken sind solche, die sich gegen die Art, die Form, — nicht gegen den Inhalt der Predigt richten. Dogmatik ist Lehre über die Dogmen und den christlichen Glauben; dogmatische Bedenken richten sich gegen den Inhalt der Predigt, der mit den Dogmen und dem christlichen Glauben nicht übereinstimmen soll. Wir haben neuerdings wieder Klage aus unserem Leserkreise gehört, daß wir frischweg immer ihnen die Kenntnis von allerlei technischen Ausdrücken zumuteten. Die Klage ist berechtigt und unseren Mitarbeitern zur Beobachtung empfohlen, aber die Sache wird sich nicht ganz ändern lassen, wir wollen uns vornehmen, von Zeit zu Zeit, wie hier, solche Ausdrücke zu erklären und bitten dafür um die Aufmerksamkeit unserer Leser.

Aus Bayern.

Das Jahr 1905 war für Bayern ereignisreich und folgenschwer. Die wichtigste Begebenheit war unstreitig die am 10. Juli erfolgte Landtagswahl. Das Ergebnis dieser Wahl ist bekannt genug. Klerikale und Sozialdemokraten gingen Arm in Arm zur Wahlurne und brachten mit dem Stimmzettel in der Hand dem Liberalismus eine vollständige Niederlage bei. Das Zentrum erhielt beinahe die Zweidrittelmehrheit. Die Sozialdemokraten erlangten keinen nenneswerten Mandatszuwachs. Vielmehr: nachdem sie den Schaden gehabt hatten, brauchten sie für den Spott nicht zu sorgen. Auf dem Straßburger Katholikentag hat der Passauer Domkapitular Dr. Pichler, ein Hauptführer der bayerischen Ultramontanen, mit vollendetem Cynismus erklärt: „Das bayerische Zentrum hat den Großteufel als Treiber benutzt. Die Sozialdemokraten haben bei dem Handel keine Geschäfte gemacht und dieser ‚Erfolg' ist ihnen von Herzen zu gönnen."

Inzwischen hat das Zentrum reichlich Gelegenheit gehabt zu zeigen, in welcher Weise es seinen Erfolg ausnutzen will. Zunächst war dem Gesamtministerium in der schroffsten Weise der Kampf angesagt worden. „Die Minister haben alle zusammen so viel Schaden angerichtet, daß sie alle zusammen gehen können." Insbesondere den protestantischen Herrn von Feilitzsch hatte man aufs Korn genommen, trotzdem gerade dieser Minister die Ultramontanen in ihren sozialen Bestrebungen jahrelang nach Kräften gefördert hatte und bei der Wahlkreiseinteilung ihren Wünschen weit entgegengekommen war. Bis jetzt haben sich freilich alle Drohungen der Klerikalen als eitel Spiegelfechterei erwiesen. Von einer irgendwie ernst gemeinten Aktion gegen das Ministerium kann gar keine Rdee sein. Sogar mit Herrn von Feilitzsch hat man seinen Frieden gemacht. Warum sollte man auch eine Regierung stürzen wollen, die dem Zentrum bei allen klerikalen Forderungen ganz und gar zu Willen ist. Es genügt, wenn man von Zeit zu Zeit den wilden Mann spielt. So erweckt man bei der Wählerschaft den Schein gesinnungstüchtiger Opposition, während man bei der Regierung die Parteiwünsche durchsetzt, ohne daß man vor dem Lande und vor der Geschichte die Verantwortung für die Regierungsmaßnahmen zu tragen braucht.

Dem Liberalismus gegenüber hat das Zentrum von seiner parlamentarischen Macht bisher den rücksichtslosesten Gebrauch gemacht. Die Hauptarbeit, die der Landtag während der letzten Monate zu bewältigen hatte, war die Beratung eines neuen Wahlgesetzes, das anstelle des indirekten das direkte Wahlrecht bringen soll. Während das Zentrum jede Wahlrechtsreform zu vereiteln gewußt hatte, so lange es in der Minderheit war, ist es ihm jetzt gelungen, das neue Wahlgesetz ganz nach seinen Intentionen zu gestalten. Es enthält eine der Zentrumspartei günstige Wahlkreiseinteilung, die Bevorzugung des flachen Landes und die relative Mehrheit. Der letztere Punkt war besonders heiß umstritten; denn er kommt in ganz besonderem Maße ausschließlich dem Zentrum zu gut, das allein über große, kompakte Wählermassen verfügt. Die relative Mehrheit entspricht in keiner Weise den Grundsätzen der Billigkeit. Die Liberalen ließen nichts unversucht, um die herrschende Partei zu einer Nachgiebigkeit in diesem Punkte zu bewegen. Sie wurden in der brutalsten Weise majorisiert, so daß sie gezwungen waren, trotz der „relativen Mehrheit", für das ganze Gesetz zu stimmen, um nicht neuerdings als „Wahlrechtsfeinde verschrieen zu werden. Auf Grund des am 30. November in der Abgeordnetenkammer angenommenen Wahlgesetzes, dem die Zustimmung der Reichsratskammer sicher ist, kann sich das Zentrum auf eine langfristige Herrschaft in Bayern einrichten, eine Herrschaft, die auch durch ein späteres und — wie uns dünkt — unausbleibliches Zusammengehen von Liberalismus und Sozialdemokratie so leicht nicht erschüttert werden kann.

Dem Protestantismus gegenüber haben sich die Ultramontanen nach ihrem Sieg im Juli eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Als unmittelbar nach der Landtagswahl Stimmen laut wurden, die der Besorgnis Ausdruck gaben, daß fortan für die bayerischen Protestanten noch schlimmere Zeiten kommen könnten als bisher, schrieb ein vielgelesenes ultramontanes Blatt: „Mit wirklichem Schmerze liest man solche grundlosen Verdächtigungen. Die Zentrumsblätter haben noch immer mit Hochachtung von den christusgläubigen Protestanten gesprochen; die Zentrumswähler sind für protestantische Konservative eingetreten. An eine Aufhebung der Gleichberechtigung der Konfessionen hat auch niemand nur im Traum gedacht." Als zu gleicher Zeit das Gutachten veröffentlicht wurde, das der Regensburger Domkapitular Dr. Ludwigs zur geplanten Kirchengemeindeordnung abgegeben hat, ein Gutachten, in dem nicht mehr und nicht weniger als die Aufhebung oder „vernünftige" Auslegung eines prinzipiell wichtigen Satzes des verfassungsmäßigen Religionsedikts gefordert war, da hat Dr. Pichler energisch abgewinkt und urbi et orbi kund getan, „daß die Mehrheit des Landtags bei der Erledigung des Entwurfs der Kirchengemeindeordnung gewiß den Rechten keiner Konfession zu nahe treten wird". Noch mehr: Während sonst bei der Generaldebatte zu Beginn der Landtagsverhandlungen mit konstanter Regelmäßigkeit eine scharfe konfessionelle Auseinandersetzung stattgefunden hat, bei der den Protestanten oft übel genug mitgespielt worden ist, hat

man heuer eine derartige Diskussion nicht beliebt. Wenn aber bei der Beratung des Kultusetats das heikle Gebiet der konfessionellen Differenzen doch noch berührt werden wird, so soll es — wie man hört — dieses Mal nicht über den Protestantismus hergehen, sondern nur über den verhaßten evangelischen Bund. Endlich lief erst vor wenigen Tagen die Nachricht durch die Zeitungen, daß die von Regensburg aus angekündigte deutsche Ausgabe des „Italienischen Katechismus Papst Pius X." (vgl. 1905, Beil. 51) verhindert worden sei, offenbar, weil man es nicht für opportun hält, durch die in diesem Katechismus enthaltenen Ausfälle gegen den Protestantismus die gegenwärtige Waffenruhe zu stören.

Die Motive für die momentane, überwiegend gemäßigte, Haltung der bayerischen Ultramontanen sind durchsichtig genug. Man braucht Ruhe, um sich in der errungenen Position gründlich festzusetzen. Man will ungestört sein, wenn man jetzt versucht, auch in der Verwaltung festen Fuß zu fassen und in die wichtigeren Posten zuverlässige Parteigänger zu bringen. Wenn einmal alles genügend vorbereitet und das Beamtentum einigermaßen ultramontanisiert ist, wird man nicht säumen, zu einer schärferen Tonart überzugehen und die gesamte Staatsmaschine für die klerikalen Ideale arbeiten zu lassen. Man sieht: trotz der Beschwerde, die der Erzbischof Abert von Bamberg wegen unseres Mißtrauens beim Kaiser eingelegt hat, können wir uns der Befürchtung nicht entschlagen, daß alle Künste unserer Ultramontanen, ihre klug ersonnene Noblesse so gut wie ihre gelegentliche Brutalität, im letzten Grunde darauf abzielen, Bayern zum klerikalen Musterlande zu machen. Bayern soll nach einem Ausspruch Hegels, den jüngst ein kleineres kirchliches Blatt der Vergessenheit entrissen hat — Bayern soll für alle Zeiten „der Tintenklecks im Lichttableau Deutschlands" sein.

Die Berufungsschriften des Remscheider Presbyteriums und des Lic. Römer an den Oberkirchenrat.

Es ist begreiflich, daß bei einem Fall, in dem die große Majorität einer Gemeinde, wie in Remscheid, an den Verhandlungen vor den Behörden interessiert sind, der dringende Wunsch bestand, daß diese Mehrheit den Wortlaut der an den Oberkirchenrat ergehenden Beschwerdeschriften kennen zu lernen wünschte. Es handelt sich in diesem Fall auch nicht um eine Sache, die nur Römer angeht oder nur das Presbyterium, wie bei irgend einem persönlichen Vergehen oder einem Verwaltungskonflikt. Aus diesen berechtigten Erwägungen ist die Veröffentlichung der Beschwerdeschriften in der „Remscheider Zeitung" Nr 13 erfolgt. Wir geben sie auch unseren Lesern bekannt.

Die Beschwerde, welche von der Vertretung der hiesigen Evangelischen Gemeinde gegen die Entscheidung des Konsistoriums zu Coblenz beim Oberkirchenrat eingereicht worden ist, hat folgenden Wortlaut:

An den Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin.

Am 26. September 1905 ist der Licentiat Heinrich Römer zu Godesberg zum siebenten Pfarrer der evangelischen Gemeinde Remscheid mit einer Majorität von 62 gegen neun Stimmen gewählt worden. Gegen diese Wahl ist unter dem 2. Oktober 1905 der in der Anlage I beigefügte Einspruch von einem Pfarrer, drei Presbytern und einem Repräsentanten erhoben worden. Diesen Einspruch hat Königliches Konsistorium unterm 12. bezw. 18. Dezember 1905 als begründet anerkannt und die Pfarrwahl, vorbehaltlich eines etwaigen Rekurses, aufgehoben.

Diese Entscheidung ist in Anlage II. beigefügt.

Unter dem 25. Oktober 1905 hatten Presbyterium und Repräsentation von Remscheid die in Anlage III beigefügte Gegenerklärung gegen obigen Einspruch dem Königlichen Konsistorium durch eine dreigliedrige Deputation unterbreitet, die Gelegenheit genommen hatte, auch mündlich dem Königlichen Konsistorium eingehend die für eine Bestätigung der Wahl des Lic. Römer sprechenden Gründe darzulegen.

Gegen seine Entscheidung hat Königliches Konsistorium eine vierwöchige Rekursfrist, vom Tage der Zustellung an gerechnet, gewährt. Die Zustellung der Entscheidung an das Presbyterium ist am 20. Dezember 1905 erfolgt. Die Rekursfrist läuft demnach am 17. Januar 1906 ab.

Presbyterium erhebt nun hiermit zur Wahrung dieser Frist formell Beschwerde gegen obige gemeinschaftliche Entscheidung des Königlichen Konsistoriums und des Provinzial-Synodal-Vorstandes vom 12. bezw. 18. Dezember 1905 und unterbreitet hochwürdigem Evangelischen Oberkirchenrat sodann folgendes:

Es ist anzunehmen, daß dem Königlichen Konsistorium die Wichtigkeit der vorliegenden Frage und die Bedeutung seiner Entscheidung für die Gemeinde Remscheid und den Lic. Römer, die evangelischen Gemeinden Rheinlands und Westfalens und in letzter Linie für unsere gesamte Landeskirche überhaupt, bewußt gewesen ist. Trotzdem behandelt Königliches Konsistorium in einer von der Gemeinde Remscheid als Mißachtung empfundenen Weise die Angelegenheit lediglich in einem kurzen Urteilstenor, der in seiner Formulierung nur allgemein eine Abweichung von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis behauptet — entsprechend dem Hinweis auf die verletzte Gesetzesstelle in jedem gerichtlichen Urteilstenor —, ohne daß Königliches Konsistorium es für nötig erachtet, seine Entscheidung auch nur im geringsten zu begründen, geschweige denn zu beweisen, und auch nur mit einem Wort auf die Frage selbst und die Grenzen, innerhalb deren solche Abweichungen erlaubt sein mögen, und auf die in der Gegen-Erklärung des Presbyteriums und der Repräsentation von 25. Oktober 1905 aufgeführten wichtigen Momente einzugehen.

Inwiefern Römers theologische Anschauungen so sehr von der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnis abweichen, daß er, dessen wissenschaftliche Tüchtigkeit und sittlicher Ernst rühmend anerkannt werden, ohne weiteres, ohne vorher gehört zu werden, ohne die Möglichkeit befriedigender Erklärungen, von dem Pfarramt ausgeschlossen werden muß, das eine große Anzahl anderer Pfarrer seiner Richtung ungestört und zu größtem Segen ihrer Gemeinden und zum Nutzen des kirchlichen Interesses und der Landeskirche ausüben, und warum alle übrigen für die Bestätigung der Wahl sprechenden Umstände demgegenüber nicht ins Gewicht fallen und gänzlich zurücktreten müssen, bleibt in Dunkel gehüllt.

Jedes amtsrichterliche Urteil über die kleinste Übertretung und die geringste Klagesache muß bei Vermeidung seiner Nichtigkeit die zu seiner Entscheidung hinführenden Gründe enthalten.

Umsomehr beansprucht die große Gemeinde Remscheid es als ihr unverbrüchliches und verfassungsmäßiges Recht, daß ihre Behörde, die bei dieser hochwichtigen Frage in so einschneidender Weise den mit überwältigender Majorität ausgesprochenen gesetzmäßigen Willen dieser Gemeinde anulliert, ihr die Berechtigung hierzu bis ins Kleinste begründet nachweist, zumal der Herr Konsistorial-Präsident der Deputation gegenüber zu Beginn der Unterredung vorweg mit Betonung bemerkte, daß es sich im vorliegenden Fall um ein dem gerichtlichen genau analoges Verfahren handelte.

Deshalb kann infolge der fehlenden Begründung die Entscheidung des Königlichen Konsistoriums als eine für die Gemeinde Remscheid maßgebende und bindende Entscheidung überhaupt nicht angesehen werden.

Wir bitten deshalb Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrat, zunächst das Königliche Konsistorium veranlassen zu wollen, seine Entscheidung eingehend mit Gründen zu versehen, damit wir vor allen Dingen in die Lage versetzt werden, diese Gründe kennen zu lernen, zu prüfen und zu widerlegen, und unsere Beschwerde ihm gegenüber rechtfertigen zu können.

Schließlich unterlassen wir nicht zu bemerken, daß unsere ganzen vorstehenden Ausführungen selbstverständlich hinfällig werden, falls Hochwürdiger Evangelischer Oberkirchenrat ohne weiteres zu einer Bestätigung des Herrn Lic. Römer gelangen sollte.

Remscheid, den 12. Januar 1906.

Die Eingabe Römers lautet: An den evangelischen Hohen Oberkirchenrat, Berlin.

Gegen die Verfügung des Hochwürdigen Kgl. Konsistoriums der Rheinprovinz vom 12. Dez. 1905 — J.-Nr. 20271 II —, mir zugestellt am 20. Dez. 1905, lege ich gehorsamst Beschwerde ein mit der Bitte, diese Verfügung aufzuheben und meiner Wahl zum Pfarrer in Remscheid die Bestätigung zu erteilen. Zur

Begründung

der Beschwerde erlaube ich mir ehrerbietigst auf folgendes hinzuweisen: Der Text (Ev. Joh. 6, 67—69) der Wahlpredigt, auf Grund deren mir das Hochwürdige Konsistorium die Bestätigung versagt hat, war mir von der Gemeinde gestellt. Die Wahl gerade dieses Textes zeigte, daß die Gemeinde ein offenes Bekenntnis vom Prediger erwartete. Wie die Verhältnisse jetzt in der preußischen Landeskirche liegen, mußte dies Bekenntnis meine Stellung zum kirchlichen Dogma von der Gottessohnschaft Christi darlegen. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, meine wissenschaftliche Überzeugung von der Entstehung dieses Dogmas zu entwickeln. Ich wußte sehr wohl, daß ich damit, vom homiletischen Standtpunkt aus betrachtet, etwas Ungewöhnliches unternahm. Ich kann auch verstehen, daß diese meine Ausführungen manche Kreise befremdet haben. Der weitaus größte Teil der Gemeinde, vor der die Predigt gehalten wurde, hat keinen Anstoß daran genommen, wie aus dem Umstand hervorgeht, daß ich auf Grund dieser Predigt mit großer Mehrheit gewählt worden bin. Sowohl dem Presbyterium der Gemeinde als auch dem Kgl. Konsistorium habe ich ausdrücklich erklärt, daß ich sonst grundsätzlich lediglich die religiös-sittliche Erbauung als den Zweck der Predigt betrachte. Habe ich also wirklich einen Fehler gemacht, so besteht derselbe ausschließlich in der nach meinem Gefühl durch die besonderen Verhältnisse mir aufgenötigten Form meiner Predigt, nicht aber in den von mir vorgetragenen wissenschaftlichen